

Der Nacht entgegen

Die letzte Feldpost Helmuth Hoffmanns,
gefallen am 28. Januar 1943 am Donez,

(Anhang: letzte sonstige Dokumente)

herausgegeben und eingeführt

von

Herbert Hoffmann-Loss

2009

(letzte Änderung November 2012)

Einführung

1. Voraussetzungen, Hintergründe

Unsere Mutter starb im Jahre 2001 im 92. Lebensjahr. Beizeiten hatte sie die unzähligen seit ihrer Schulzeit mit unserem Vater gewechselten Briefe bis auf die hier wiedergegebenen letzten vernichtet, die er aus Frankreich und Russland an sie schrieb. Diese über 40 Feldpostbriefe und -karten beginnen mit dem 20. Juli 1942 und enden am 9. Januar 1943, 19 Tage, bevor er fiel. Anders als in den früheren Briefen sah sie darin mehr als ihren ganz persönlichen Besitz: ein Vermächtnis ihres über alles geliebten Mannes, das zu erfüllen sie sich aufgegeben sah – ihre beiden Söhne zu „deutschen Männern“ zu erziehen, wie sie mehrmals sagte. (In den erhaltenen Briefen selbst findet sich kein solcher ausdrücklicher Auftrag.) Sie hat übrigens, wie mein Bruder sich erinnert, ein oder zweimal angesetzt, uns daraus vorzulesen, aber, zu sehr bewegt, alsbald abbrechen müssen.

Ich zweifle nicht, dass unsere Mutter auch diese letzte Feldpost vernichtet hätte, wenn sie geahnt hätte, mit welchen Augen ihre Söhne sie dereinst lesen würden. Sie hatte immer mit auffallender Erregung auf die eher selten und vorsichtig von uns gestellten Fragen nach ihrer und unseres Vaters Einstellung zu den Nazis reagiert. „Ihr habt damals nicht gelebt“ – so oder ähnlich lautete dann ihre Antwort, eine geläufige Antwort ihrer Generation. -

Die Feldpost unseres Vaters dürfte oft genug mehr verschweigen, als in ihr zu lesen ist. Das hat starke Gründe. Zum einen bestand Geheimhaltungspflicht. Zum andern aber wurde am 23. September 1942 in Bautzen der Jüngere von uns, mein Bruder Neithardt geboren, der gesund zur Welt kam, aber bald an einer lebensgefährlichen Nabelentzündung erkrankte. Unsere Mutter war zudem alles andere als physisch robust. So musste sie unbedingt geschont werden. Als unser Vater ihr in dem entscheidenden Brief vom 18. Dezember 1942 schließlich eröffnete, dass und an welche Front seine Einheit inzwischen verlegt war, saß er schon im Militärzug tief „im Osten“. Er schrieb ihr: *„Einen Tipp über unser Reiseziel kann Mutter [seine Mutter in Görlitz] Dir geben. Ich habe sie immer leidlich auf dem laufenden gehalten, so weit man es schreiben darf. Sie hat auch schon vor einiger Zeit meinen Offizierskoffer und dann ein Päckchen geschickt bekommen, in welchem der Kofferschlüssel und mein goldener Ring steckt.“* Seinen Ehering trug unsere Mutter später zusammen mit dem ihren an der Hand (so wie sie 1958 die beiden Familiennamen zu ihrem neuen zusammenfügte, dies allerdings vor allem aus praktischen Gründen).

Was die geforderte Pflicht zur Geheimhaltung anging, die jedenfalls stichprobenweise kontrolliert wurde und die auch unser Vater strikt einhielt, so führte sie bei den Feldpostschreibern zur „Schere im Kopf“ und zur weitgehenden Be-

Einführung

schränkung auf Praktisches und Alltägliches. Aber auch dieses blieb dann oft unanschaulich, weil auch geringfügige Details als zu informativ erscheinen konnten. Dennoch enthalten die Briefe unseres Vaters insgesamt nicht wenige aufschlussreiche Mitteilungen über seine persönliche und die allgemeine Situation des Krieges. Im Vordergrund seiner Briefe aus Frankreich stand im übrigen natürlicherweise die Versorgung der sich gerade um einen Säugling vergrößernden Familie in der Heimat. Es ging um Lebensmittel - auch Obst und sogar Eier -, Briefpapier, Seife, Taschenlampenbatterien und andere zu Hause dringend benötigte Güter. (Sie waren zum Kummer des Absenders schließlich kaum noch aufzutreiben.)

Außer der letzten Feldpost unseres Vaters waren bis zum Jahre 2008 – vermeintlich – nur noch sein Wehrpass und die wichtigsten insbesondere ausbildungs- und berufsbezogenen Dokumente erhalten. Unsere Mutter hütete sie sorgsam, denn sie waren die Grundlage für ihre und unsere Hinterbliebenenversorgung auch nach dem Kriege. Daneben war von ihr auch der kleine Taschenkalender unseres Vaters von 1942 auf uns gekommen, den er als Gedächtnisstütze und für Notizen aus dem Dienstilltag benutzte. Die Eintragungen enden mit dem 4. Dezember 1942, also mit seiner Verlegung nach Russland. Er schickte den Kalender wahrscheinlich mit dem erwähnten Offizierskoffer oder dem Päckchen an seine Mutter nach Görlitz. (Der Grund waren vielleicht auch verschärfte Geheimhaltungsvorschriften für Russland, worauf auch hindeuten könnte, dass er schon die Notizen der letzten Tage vor dem Abbrechen der Eintragungen alle in Kurzschrift abgefasst hatte. Wo befand sich übrigens sein Wehrpass, als er fiel und gleichzeitig zumindest sein Artillerieregiment mehr oder weniger aufgerieben wurde?).

2008 kam jedoch das vielleicht wichtigste Dokument hinzu: die überraschenderweise erhaltene Personalakte unseres Vaters im Reichsjustizministerium. Mein Bruder und ich waren in dem erwähnten Taschenkalender unseres Vaters auf seine von ihm darin eingetragene Mitgliedsnr. der NSDAP gestoßen, und ich hatte daraufhin beim Bundesarchiv nachgefragt. Von dort konnte ich dann Kopien nicht nur seiner Karteikarte(n) bei der NSDAP bekommen, sondern auch von seiner Personalakte.¹ (Dadurch erfuhren wir u. a., dass er seit dem 1. Mai 1933 Parteimitglied gewesen war.)

Unser Vater, Jahrgang 1908, hatte 1927 Abitur gemacht. Schon vorher hatte er sich - als Sohn und Enkel preußischer (Artillerie-)Offiziere - zweimal beim Hunderttausend-Mann-Heer der Weimarer Republik beworben, war dort aber jedes Mal als Brillenträger abgewiesen worden. So hatte er Jura studiert. 1935 Assessor im Probendienst und 1936 Gerichtsassessor am Landgericht Bautzen geworden, meldete er sich Anfang 1937 freiwillig zur Reservistenausbildung. Im Mai 1937 heirateten meine Eltern und nahmen Wohnung in Bautzen. Kurz vor Beginn des 2. Weltkrieges am 1. September 1939 erhielt unser Vater eine Stelle als Landge-

¹ vgl. „Ariernachweis“ 1934 - Eine Korrespondenz zwischen Nachkommen Moses Mendelssohns“, von mir 2009 (digital) mit Einführung herausgegeben

Einführung

richtsrat in Glogau, die er dann aber wegen seines Kriegseinsatzes nur noch in Abwesenheit innehatte. Wir blieben alle in Bautzen. Nach Kriegsausbruch nahm er – zunächst noch Unteroffizier d. Res., dann Wachtmeister - am Einmarsch in Polen teil (bei dem er einen leichten Unfall mit einem Artilleriepferd hatte – mehr weiß ich nicht). 1940 machte er den Feldzug gegen Frankreich mit und blieb an der belgischen Küste eingesetzt, bis es für ihn nach Russland ging. Am 1. April 1941 wurde er zum Leutnant befördert.

Seit Ende Oktober 1940 war er laut seinem Wehrpass dem A(rtillerie). R(egi-ment). 304 zugewiesen, bei dem er ab April 1941 erst an der belgischen, dann an der französischen Kanalküste zum Küstenschutz eingesetzt war. Die in dem Notizbuch, also ab Anfang 1942, erwähnten Ortsnamen lassen erkennen, dass das Regiment bei Dünkirchen und in dessen weiterer Umgebung stationiert war bzw. dort wechselnde Quartiere bezog. In ihrem Abschnitt der Kanalküste hielt die Einheit nach britischen Flugzeugen Ausschau (von Seebeobachtung ist nicht die Rede). - Zwischen dem 20. Juli und dem 2. September gibt es übrigens die einzige erkennbare Lücke in der Reihe der Briefe und Karten unseres Vaters. Die Notizen in seinem Kalender deuten auf keine besonderen Ereignisse für diesen Zeitraum hin, so dass eventuell fehlende Briefe vielleicht später abhanden gekommen oder von unserer Mutter mit aussortiert worden sind.

Aus für mich nicht erkennbaren Gründen wurde unser Vater Anfang Oktober 1942 zu einer anderen Einheit versetzt, laut seinem Wehrpass A. R. 348, das im Hinterland derselben Region, jedenfalls in NW-Frankreich, im Einsatz war. Es ging dort nicht mehr um den „Nervenkrieg“ (s. 21. und 23.10.)² der Luftbeobachtung an der Kanalküste, sondern offenbar um infanteristische Bewegungen zur Kontrolle des Binnenlandes der Region. Zu Kampfeinsätzen scheint es auch dort nicht gekommen zu sein. Zugleich schreibt unser Vater immer wieder, wie beschwerlich sein Dienst dennoch oft war, durch Wechsel von Ort und Aufgaben, durch Quartiermachen in z. T. trostlos rückständiger Umgebung. Hinzu kam viel Logistik und Bürokratie, besonders dann, wenn Vorgesetzte oder Gleichgestellte auf Urlaub oder versetzt waren. Man kann zugleich erkennen, wie mit den wachsenden Kriegsanstrengungen auch in Frankreich die Strapazen für Offiziere und Mannschaften durch Neuaufstellung, Verlegung und Ausdünnung von Einheiten zunahmen. Anfang September 1942 wurde offenbar auch zum ersten Mal (wieder) eine Urlaubssperre verhängt (s. 12.9.). Unser Vater war durch dies alles umso mehr belastet, als er ein ausgeprägtes Pflichtgefühl gerade auch als Offizier besaß. Nach seiner festen Überzeugung - so später unsere Mutter - legte ein preußischer Offizier sich abends erst dann zur Ruhe, wenn die Pferde versorgt und die Leute in ihren Schlafstätten waren.

Die anderthalb Monate bei A. R. 348 aber waren für unseren Vater vor allem als Soldaten und Artilleristen unbefriedigend. Der Grund dafür war, dass er keine Gelegenheit zu dem ihm gemäßen Einsatz bekam. Das aber war der Artilleriekampf mit der Offiziersaufgabe der Beobachtung des beiderseitigen Feuers und der Len-

² Zitierung der Feldpost mit Kurzbezeichnung der Daten

Einführung

kung des eigenen. Noch in seinem vorletzten Brief aus Russland vom 7. Januar 1943, nach erster Verwundung, bei 25 Grad Kälte und Eis in den Stiefeln, schrieb er an seine Frau: *„Na, und im neuen Jahre sind unsere Einheiten nach kleinerem Umherziehen doch schon bald zum Schuss gekommen. Ich selbst bin zur Zeit noch nicht recht von diesem Krieg befriedigt, weil es für mich noch keine rechte Verwendung gibt.“*

Unterdessen zogen im Osten schwärzeste Wolken auf – den Truppen in Frankreich, aber wohl auch dem größten Teil der Deutschen insgesamt selbst um den 20. September herum noch kaum bewusst. Zu der Zeit sah unser Vater mit Ungeduld der Geburt seines zweiten Kindes in der Heimat entgegen und wusste sich im Warten darauf mit seiner Frau vereint. So schrieb er am 20./21. September: *„Warten ist z. Zt. das Los der ganzen Nation, abgesehen von den wenigen [!], die an der russischen Südfront kämpfen.“* Da tobten schon längst die Kämpfe um Stalingrad. Noch am 26. September schrieb er: *„Die Erreichung und damit die Sperrung der Wolga ist sehr wertvoll.“* Heeresberichte und übrige Propaganda hatten bekanntlich für größtmögliche Desinformation zu sorgen, und zwar umso mehr, als nach den Schrecken des ersten Winters 1941/42 in Russland die dortigen Strapazen niemandem mehr verborgen waren (s. u., auch 23.10.). Auch an die Westfront versetzte „Russlandkämpfer“ (s. 15.10, 30.10) erzählten natürlich davon. Aber noch am 23. November schrieb unser Vater: *„Es ist vorbei mit Blitzkriegepisoden. Aber wir sind eben auch sehr verwöhnt und wundern uns dann gleich gar zu sehr, wenn es mal nicht so wie am Schnürchen geht. In diesem Winter wird man ja nun aus den bitteren Erfahrungen des vorigen Russlandwinters das Nötige gelernt haben; die Russen stellen halt doch eine beachtliche Kampfkraft dar.“*

Inzwischen hatten die Russen, am 19. November, mit der Einkesselung der 6. Armee in Stalingrad begonnen. Am 22. November war der Ring geschlossen. Erst am 30. November schrieb unser Vater: *„Der liebe Gott will uns offenbar an ihn erinnern. Krisenstimmung daheim und draußen. Ich schrieb Dir ja neulich schon, dass wir sehr verwöhnt worden sind in diesem Kriege...So musste erst ein sichtbarer Rückschlag in Afrika und eine Überraschung am Don-Bogen kommen,³ um uns zu prüfen.“*

Inzwischen war für unseren Vater längst die Entscheidung gefallen: Am 18./19. November war er zu seinem alten der Infanteriedivision 304 zugehörigen Artillerieregiment 304 zurück versetzt worden,⁴ und zwar im Zuge der Verlegung der ganzen Division an die Ostfront, nach deren Umgliederung in eine Angriffsdivision. Am 18. Dezember schrieb er in seinem großen nachträglichen Eröffnungsbrief, der sich schon fast wie ein Abschiedsbrief liest und es in vieler Hinsicht auch war, an unsere Mutter: *„Meine Division holte mich nämlich von [Feldpost-Nr.] 48766/D eben deshalb zurück zu [Feldpost-Nr.] 35119/A, weil wir in den*

³ die russische Offensive in Stalingrad und auf langer Front am Don

⁴ A. R. 304 hatte laut Internet am 19. Juli 1942 eine zusätzliche 4. Abteilung erhalten. - Die Übereinstimmung der Bezifferung von Regiment und Division, so sagt mir ein Militär, ist möglicherweise eine zufällige.

Einführung

Osten abrücken sollten.“

Den Zweck seiner Rückversetzung hatte unser Vater also von vornherein gekannt. Als er ihn unserer Mutter erst einen ganzen Monat später offenbarte, rollte er, wie gesagt, schon im Militärzug tief in der Ukraine der „*Überraschung im Don-Bogen*“ (s. 30.11.) entgegen. War er sich aber schon am 18./19. November, als seine Verlegung nach Russland zusammen mit seinem alten Regiment und seiner alten Division feststand, annähernd darüber im klaren, was das nach der realen Kriegslage im Osten bedeuten würde? Vielleicht noch nicht im ganzen Ausmaß. Aber hatte er andererseits womöglich selbst seine Wiederversetzung zu A. R. 304 betrieben? Seine Briefe enthalten kein eigentliches Indiz dafür. Freilich hatte er am 28./29. September an seine Frau geschrieben: „*Die Aussichten, mal in den Osten zu kommen, haben sich wieder verschlechtert. Das mag Dich beruhigen, mich begeistert es nicht gerade.*“ „*Verschlechtert*“ hatten sie sich durch seine in jenen Tagen vollzogene zwischenzeitliche Versetzung zu A. R. 348. Am 18. Oktober schrieb er nochmals: „*Du brauchst Dich auch weiterhin nicht um mich zu sorgen, da ich bei meinem jetzigen Verband – leider - weniger als je Aussicht habe, im Osten zu kämpfen.*“

Merkwürdig ist dabei die folgende Stelle in seiner Eröffnung gegenüber unserer Mutter vom 18. Dezember: „*Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir mitteilen, dass ich in meiner alten Funktion [- und] dank der Umbewaffnung [-] nicht als Infanterist Dienst tun werde, sondern normalerweise im Einsatz auf Gefechtsständen meiner Waffenart stecken werde.*“ Klar ist, dass er eben dies gewollt hatte: als Artilleriebeobachter eingesetzt zu werden. Die Chance dazu – durch Rückversetzung zu seinem alten Regiment – hatte er Mitte November erhalten. Aber warum meinte er später, seine Frau damit „*beruhigen*“ zu können? Er wusste doch – und musste doch wohl annehmen, dass auch sie es wusste -, dass der Einsatz auf Beobachterposten der Artillerie besonders gefährlich war. Sie wusste, dass ihr Schwiegervater Richard Hoffmann, im Ersten Weltkrieg Artilleriehauptmann und oft genug auf Beobachtungsstellen im Einsatz, mehrfach nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen war.⁵ Oder meinte unser Vater, dass seine Frau – die er auch einmal „*Soldatenbraut*“ nennt (s. 18.9.) – gemeinsam mit ihm und wie er selbst unter der Vorstellung litt, er könnte weiterhin nur Infanteriedienst tun müssen? Ich kann es nicht ausschließen.

Wenn es also kein eigentliches Indiz dafür gibt, dass unser Vater seine Rückversetzung zu A. R. 304 von sich aus betrieb, hätte er dies vielleicht unter Berufung auf seine Situation als Familienvater verhindern können? Vielleicht - aber er hätte es schwerlich getan. Jener Eröffnungsbrief vom 18. Dezember sagt im Grunde alles:

„Wenn ich ehrlich sein soll, so muss ich gestehen, dass mir mit dem Frontwechsel ein stiller Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Ich habe da nun Dir gegenüber ein

⁵ s. seine Erinnerungs- und Bekenntnisschrift „*Leben aus Führung*“ von 1934, veröffentlicht durch mein Buch „*Vom Kreuz zum Hakenkreuz*“ (2007)

Einführung

etwas schlechtes Gewissen; aber wenn Du mit mir fühlst, so wirst Du in einem kleinen, aber gewiss hellen Winkel Deines großen Frauenherzens das Verständnis für diesen stillen Herzenswunsch entdecken und mir diese Einstellung nicht übelnehmen. Man hat uns im Westen, und besonders bei bodenständigen Formationen, zuvor gepredigt, wir brauchten keine Minderwertigkeitsgefühle zu haben; aber man ist halt doch zu sehr Soldat seines Volkes, als dass man als Offizier dort - selbst in aufreibendem Dienst - Befriedigung fände. Man muss nicht ehrgeizig oder ruhmsüchtig sein, um sich vom Westen hinweg zu sehnen. Man möchte einfach auch mal dort eingesetzt sein, wo Entscheidungen mit der Waffe erzwungen werden. Kommt man lebend zurück, so war man wenigstens dabei. Und sollte ich hier auf dem Felde der Ehre bleiben, so können unsere Jungen dereinst sagen, dass ihr Vater dort gefallen ist, wo der Krieg um das Dasein des Volkes am blutigsten und bittersten war.“

Der Brief hatte mit dem Schlusssatz einer Rede Hitlers begonnen, die dieser am 8. November 1942 im Münchner Löwenbräukeller zum Gedenken an seinen gescheiterten Putsch von 1923 gehalten hatte: *„Denkt ausnahmslos, Mann und Weib, nur daran, dass in diesem Krieg Sein oder Nichtsein unseres Volkes entschieden wird. Und wenn ihr das begreift, dann wird jeder Gedanke von Euch und jede Handlung immer nur ein Gebet für Deutschland sein.“* Mit dieser Rede vor alten Kämpfern hatte Hitler übrigens voreilig die endgültige Eroberung Stalingrads verkündet. Wenn er dann gleichzeitig die Deutschen de facto auf den totalen Krieg einschwor, so hatte er damit, wie die Wirkung auf unseren Vater zeigt, bei den Vielen, die so dachten wie er und diesen Krieg längst als einen totalen empfanden, offenbar auch den gewünschten bestärkenden Effekt. Überflüssig zu sagen, dass man an die pseudoreligiöse Perversität, mit der der „Führer“ hier von „Gebet“ schwadronierte, längst gewöhnt war.

Tatsächlich hatte übrigens auch unser Vater schon am 12. September des Jahres von „*totalem Krieg*“ gesprochen. *„Da es nun einmal sein muss“*, hatte er damals an seine Frau geschrieben, *„so findet man sich halt auch mit dem Trennungsschmerz ab, umso leichter, als ja die Trennung das dem totalen Krieg Entsprechende, also das ‚Normale‘ ist.“* Goebbels richtete im übrigen erst ein Jahr später, am 18. Dezember 1943, in seiner Berliner Sportpalastrede die berüchtigte Frage an sein Publikum: *„Wollt ihr den totalen Krieg?“*

An der betreffenden Stelle jenes früheren Briefes vom 12. September stellt sich die Totalität des Krieges, wie unser Vater sie sah, ansonsten folgendermaßen dar: *„Du schreibst, wir haben uns in das Schicksal gefunden. Das Schicksal hat uns halt auch verwandelt ... [Beim Ausbruch des Krieges glaubte man noch] nicht an die Möglichkeit eines zweiten Vierjahreskrieges und sah noch zu sehr das eigene häusliche Glück. Heute sind wir ganz anders im Bann des ungeheuren Geschehens, erleben diesen Krieg als die harte Daseinsform für die Blüte der Nation, als müssten wir eben diesen Kampf durchhalten, als gäbe es für unsere Zeitgenossen eben keine Friedensidylle.“*

Einführung

Über die grauenvolle Weltanschauung, die dem allen zugrunde liegt, ist viel geschrieben worden. Für dieses Denken gab es nur den Krieg um „*Sein oder Nichtsein*“ – der Frieden wurde als „*Friedensidylle*“ diffamiert. Der Gedanke, dass ein schlechter Frieden immer noch besser sein könnte als Krieg, war weltenfern. Dieser „*Bann des ungeheuren Geschehens*“, dieses Reden vom Krieg als „*der harten Daseinsform*“ und von der „*Blüte der Nation*“, diese ganze Romantisierung, Ästhetisierung, Mystifizierung des Krieges – das alles ist irgendein vierter Aufguss von Fichte, Hölderlin, Ernst Jünger oder Oswald Spengler. Dass dies unserem Vater kaum bewusst war, ändert nichts an der Bedeutung, die dieser pervertierte Idealismus als Nationalphilosophie für das Verständnis seiner Briefe hat.

Auch im weiteren seines mit dem Hitlerzitat beginnenden Briefes vom 18. Dezember kommt unser Vater auf den Kampf um „*Sein oder Nichtsein*“ zurück: „*Der Führer erinnerte uns zuletzt am 8. November daran, dass in diesem Kriege über Sein oder Nichtsein unseres Volkes entschieden wird. Erringen wir den Sieg, so ist kein Opfer zu kostbar. Und sollten wir den Sieg auch dieses Mal vor dem Herrgott nicht verdienen, so kann unsere Sippe angesichts des Untergangs der Nation jedenfalls vor der Geschichte bestehen.*“ Der „*Untergang der Nation*“, jener perverse Götterdämmerungswahn, den die Nazis nicht erst zu erfinden brauchten, entspringt einer ebenso absonderlichen Pseudotheologie, die nicht zuletzt aus Welt und Denken meines schon erwähnten Großvaters Richard Hoffmann, Major a. D. und Pastor, auf unseren Vater gekommen war.⁶ Dessen verrückte deutschnationale Theologie, die aber natürlich keineswegs nur die seine war, ging so: Der „*Herrgott*“ war sozusagen auch selbst ein Deutscher, und als solcher wollte er selbstverständlich, dass seine Deutschen siegten. Es konnte aber sein, dass sie auf Grund von Verfehlungen (z.B. durch ihren verbreiteten „*Liberalismus*“, „*Materialismus*“ und – als Schlimmstes – „*Pazifismus*“), den Sieg nicht „*verdienten*“. Dann wurden sie von Gott bestraft – wie geschehen durch ihre Niederlage im Ersten Weltkrieg. Als Deutscher, der er war, gab ihnen ihr Gott dann jedoch eine zweite, letzte Chance, d. h. mit einem „*zweiten Vierjahreskrieg*“ (s. o.). Wenn sie aber auch den verloren, hatten sie erst recht den Sieg nicht „*verdient*“, und der „*Untergang der Nation*“ war ihr gerechtes Schicksal. So sah es bekanntlich auch der „*Führer*“, jedenfalls zuletzt in seinem Bunker, als alles zu Ende war. Dementsprechend blieb für unseren Vater als letztes die Tapferkeit „*unserer Sippe*“.

In dem Brief geht es dann folgendermaßen weiter: „*Der liebe Gott hat uns so schön durch die ersten drei Kriegsjahre geführt, dass wir ihm dankbar sein wollen und nicht mit ihm hadern sollten, nachdem wir nun mehr als bisher an den Sorgen des Führers und am Daseinskampf unseres Volkes Anteil nehmen.*“ Dazu sei bemerkt, dass die Vorstellung einer Teilnahme nicht nur am „*Daseinskampf*“, sondern auch an den „*Sorgen des Führers*“ um das deutsche Schicksal eine besondere Raffinesse der braunen Sklavenmoral war: Das uniformierte Nichts, das der Einzelne war, durfte sich zu den allerhöchsten Gedanken und „*Sorgen*“ des

⁶ dargestellt in seiner schon erwähnten (S. 6, Anm. 5) Erinnerungs- und Bekenntnisschrift „*Leben aus Führung*“

Einführung

Führers emporgehoben fühlen.

Doch noch einmal zurück zu der oben zitierten Schlüsselpassage des Briefes, und zwar zu den beiden Sätzen: *„Man möchte einfach auch mal dort eingesetzt sein, wo Entscheidungen mit der Waffe erzwungen werden. Kommt man lebend zurück, so war man wenigstens dabei.“* Schon die Worte des ersten Satzes, so salopp, wie sie da gesagt werden: *„Man möchte einfach auch mal dort eingesetzt sein, wo usw. ...“*, können einen zusammenzucken lassen. Doch dann kommt der furchtbare Gedanke: *„Kommt man lebend zurück, so war man wenigstens dabei.“* Was sollte das heißen? Doch nur – wenn auch wohl dem Schreibenden kaum bewusst –, dass der Heldentod das wahre, eigentliche Ziel des Soldatenlebens sei (so wie übrigens schon in Schillers *„Reiterlied“* von 1797). Ich habe dazu bereits an anderer Stelle⁷ die folgenden Sätze des französischen Politikers Georges Clémenceau von 1929 angeführt, die ich bei Karl Barth gefunden habe:

„...es entspricht dem Wesen des Menschen, das Leben zu lieben. Der Deutsche kennt diesen Kult nicht. Es gibt in der deutschen Seele, in der Kunst, in der Gedankenwelt und Literatur dieser Leute, eine Art von Unverständnis für alles, was das Leben wirklich ist, für das, was seinen Reiz und seine Größe ausmacht, und an Stelle dessen eine krankhafte und satanische Liebe zum Tod. Diese Leute lieben den Tod. Diese Leute haben eine Gottheit, die sie zitternd, aber doch mit dem Lächeln der Ekstase betrachten, als wären sie von einem Schwindel erfasst. Und diese Gottheit ist der Tod. Woher haben sie das? Ich weiß darauf keine Antwort. Der Deutsche liebt den Krieg aus Selbstliebe und weil an dessen Ende das Blutbad wartet. Der Krieg ist ein Vertrag mit dem Tod. Der Deutsche begegnet ihm, wie wenn er seine liebste Freundin wäre.“

Das Denken unseres Vaters über Krieg und Heldentum fand noch eine Fortsetzung in jenem schon erwähnten Brief vom 7. Januar 1943, den er schon mitten im russischen Winterkrieg schrieb:

„Dieser Krieg ist eben erst recht keine Lebensversicherung; und man stellt sich am besten darauf ein, indem man als Soldat von vornherein auf die Rückkehr verzichtet. Sonst kann man hier eine Stellung natürlich nicht halten.⁸ Wo sollten wir hinkommen, wenn jeder nur die Chance im Auge hätte, Frau und Kind wiederzusehen? Etwas, was eine Frau schwerlich verstehen kann. So viel ich sehe, kann hier aber nur mit eiskalter Entschlossenheit gekämpft werden. Trotzdem sollst Du wissen, dass meine Liebe genauso unvermindert weiter bei Dir und den Kindern ist, auch wenn man sich gewissermaßen von allem frei macht, was einen hier ablenken könnte. Im Grunde kämpft der Soldat ja gerade für das, was ihn an das Reich, an die Heimat bindet, und nicht nur unter seinem Eid. Also hoffen wir [d. h. seine preußisch empfindende Frau eingeschlossen!], dass man von mir einmal sagen kann, dass ich tapfer gewesen bin. Dann war ich auch tapfer für Euch.“

⁷ s. „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“, S. 14

⁸ Man hat festgestellt, dass diese Einstellung in Kriegen typisch für Soldaten ist, die eine Überlebenschance von unter 50% vor Augen haben.

Einführung

Welch schreckliche Logik! Die fürsorglichste Tapferkeit („für euch“) war also die Tapferkeit an und für sich selbst? Letztlich lag darin vielleicht auch ein Stück Selbstschutz: Es musste für unseren Vater ein undenkbarer Gedanke bleiben, dass seine Tapferkeit der zum Weiterleben ohne ihn – und unter welchen Umständen? – verurteilten Familie vielleicht rein gar nichts nützen könnte...

Indessen verstand unsere Mutter unseren Vater nur zu gut, und im Grunde wusste er das auch. Sie hatte ihm längst geschrieben, dass sie beide sich „in das Schicksal gefunden“ hätten (s. 12.9.). Unsere Mutter hat auch Jahrzehnte später die Haltung ihres geliebten Mannes nie kritisch gesehen. Aber was wollte unser Vater hier mit dem Gedanken des Verzichts auf Rückkehr wirklich sagen? Etwa nur, dass die „eiskalte Entschlossenheit“ im Kampf, die den Soldaten „von vornherein auf die Rückkehr verzichten“ lasse, sozusagen die beste innere Vorbereitung auf den erfolgreichen Kampf für Heimat und Familie sei? Unsere Mutter muss es jedenfalls auch anders verstanden haben: dass nur derjenige Soldat wahrhaft kämpfen könne, der fest mit seinem Tode rechne. Sie muss die grausame Logik, die für sie darin lag, akzeptiert haben. Später erzählte sie uns – oder jedenfalls verstanden wir sie so -, dass unser Vater sich im vollen Bewusstsein, dass er fallen würde, von ihr verabschiedet und ihr auch seinen Ehering übergeben habe. Damit hätte sie dann freilich den Hergang später um einen wesentlichen Punkt verkürzt.

Es gibt dazu noch eine Geschichte, die ich lediglich wiedergeben kann. Meine Mutter erzählte uns, ihr Schwiegervater Richard Hoffmann, der 1935 gestorbene ehemalige preußische Artillerieoffizier und spätere Pastor, habe prophezeit, sein Sohn werde im Kriege fallen - die Enkel dann aber nicht mehr. Wie später die Familie – mit Beispielen - berichtete und wie unser Großvater es auch selbst in seinen erwähnten Erinnerungen beschrieben hat, besaß er das „zweite Gesicht“, oder wie immer man es nennen mag. Diese von ihm selbst ungeliebte Gabe habe ihn immer wieder gezwungen, Menschen den ihnen bevorstehenden Tod anzusehen. Wusste unser Vater davon? Hatte er unserer Mutter davon erzählt? Spätestens, nachdem er gefallen war, dürfte sie es von ihrer Schwiegermutter erfahren haben.

Es war wohl tatsächlich so, dass unsere Mutter das alles verstand und hinnahm. „Das war eben der Geist der Zeit, auch bei den Frauen“, pflegt die leicht gesagte Erklärung zu sein. Für die Haltung unserer Mutter bleiben dabei zumindest Fragen offen. So erinnere ich mich, dass sie ohne Wertung und ohne erkennbaren Blick auf unseren Vater von einem Mann aus dem Bekanntenkreise erzählte, der seiner Frau, als er eingezogen wurde, versichert habe, er werde alles tun, um zu überleben, und sie könne ganz gewiss sein, dass er zurückkehren werde. Er sei dann auch wirklich zurückgekehrt.

Unsere Eltern kannten und liebten einander seit ihrer Tanzstundenzeit und hatten erst heiraten können, als unser Vater Gerichtsassessor geworden war. Unsere Mutter liebte den Preußen in ihm, den Sportsmann und nüchternen Praktiker, der einst ein sehr gutes Abitur gemacht hatte und später ein gewiss tüchtiger Jurist wurde. Aber sie liebte auch seine dunklen Augen und seine von seiner Natur her nicht

Einführung

schneidige oder laute Männlichkeit. Für die Primanerin hatte er schöne, gefühlvolle - auch erotische - Gedichte von Hölderlin, Hebbel, Rückert, Storm und Dehmel in ein Heft geschrieben. Sie hatten einander die Schlusszeile von Heines „Asra“: „...*Und mein Stamm sind jene Asra, / Welche sterben, wenn sie lieben*“, gesagt. Dennoch wollten sie die Romantik der Eltern nicht mehr. Sie wollten modern sein und eine „Partnerschaftsehe“ führen. Doch dann kam die Ära Hitlers mit all ihren Perversionen und schließlich sein Krieg mit der zum Äußersten getriebenen „Verpreußung“ auch – oder vielmehr gerade - von Menschen, wie unser Vater, aber auch unsere Mutter es waren.

Ideologisierung, Banalisierung, Militarisierung und Verkitschung von Denken, Empfinden und Sprache waren die Symptome. Ihre Spuren sind auch in den Briefen unseres Vaters nur allzu deutlich. Da ist jenes preußisch-pseudoaristokratische Reden vom „*Feld der Ehre*“ (s. 18.10.) und von Familienehre (s. 10.9.): „*Glücklich sollte die Frau sein, deren Mann für tauglich und würdig befunden wurde, als Truppenoffizier irgendwo seine völkische Pflicht zu tun, - glücklich erst recht, wenn sie wie Du die Gewissheit haben kann, dass der geliebte Mann die Ehre seiner Familie auch im Kriege, auch als Sieger in Feindesland Reinhält.*“ (Als Kind hörte ich von unserer Mutter aus Erzählungen unseres Vaters, dass die deutschen Soldaten sich in Frankreich oft genug „wie die Schweine benommen“ hätten und z. B. in Weinkellern die Fässer angeschossen und im herausfließenden Rotwein herumgeplantscht seien - was dann auch ich schrecklich fand.)

Die Beschwerden seiner Frau, die sie mit der bevorstehenden zweiten Geburt auf sich genommen hatte, würdigt unser Vater als ihren „*schweren Einsatz [!] für unsere Familie und unser Liebesglück*“ (s. 9.9.). Ein Kind war kein Zweck in sich selbst, kein neuer Erdenbürger mit seinem eigenen Lebensrecht. Es war in erster Linie sozusagen ein „Unterpfand“ – einerseits eines gemeinsamen „*Liebesglücks*“ und andererseits der Fortpflanzung der Familie (im Mannesstamm) - beides jedenfalls dem „Führer“ für die Produktion von Soldaten hochwillkommen. Besagtem perversen Stammesdenken entspricht auch die spätere Bitte unseres Vaters an seine Frau, zur Erhaltung der „*Sippe(n)*“ „*brav weiter [ihren] schweren Dienst [!] an den beiden kleinen Bürschlein zu versehen*“ (s. 30.11.): „*Die kleinen Hoffmänner, um die Du Dich plagst, sind nun schon fast die letzten ihres Stammes [...] So sehe ich in Dir nachgerade mehr als nur meine Frau und die Mutter unserer Kinder. Du wirst die Ahnfrau [!] der Sippe, wenn ich in diesem Kriege auch noch fallen sollte. Alle Deine Mühe und Arbeit, Deine Last und Plage gilt schon nicht mehr nur dem kleinen Wesen, sondern unseren Sippen [Hoffmann und Loß]...*“

Zu der sonderbaren – um nicht zu sagen: grauenvollen – Klischeehaftigkeit seines Denkens an Frau und Kinder, die sich zugleich darin ausdrückt, wird im Folgenden noch etwas mehr zugesagt sein. Dies hatte freilich auch einen ebenso einfachen wie traurigen Hintergrund: Unser Vater kannte Leben und Alltag seiner Familie, d. h. seiner Frau mit mir, dem 1942 vierjährigen ersten Sohn (dessen Sonderbarkeiten der Mutter manchen Kummer bereiteten) infolge seiner kriegsbedingten Abwesenheit kaum. Fragen danach tauchen bei ihm nicht auf. Aber ein so preußisch-konventionell denkender damaliger Mann wie unser Vater, zumal „im

Einführung

Felde“ stehend, kümmerte sich wohl auch nicht um solche Einzelheiten. Andererseits zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er den Jungen mit etwas Spielzeug erfreuen könnte (s. 30.11, 14.12.), und machte sich übertriebene Vorstellungen von dessen Sehnsucht nach dem Vater. So irritierend wie bezeichnend ist dabei das gerade auch in solchem ganz familiären, intimen Zusammenhang von unserem Vater immer wieder verwendete „man“: *„Man versucht sich vorzustellen, wie es da bei Dir zu hause zugehen mag. Herbert wird gewiss mal nach dem Tannenbaum und dem Vati fragen. Es ist schmerzlich und bringt einem fast etwas Heimweh bei, sich ausmalen zu müssen, wie Du den Buben schweren Herzens ablenkst oder ihm zuredest, vielleicht gar ohne Erfolg“* (s. 18./19.12.). Tatsache war, dass für mich der Vater, ja die Existenz des Vaters, ganz in die Ferne gerückt war. Auch ich erinnere mich an die so häufig berichtete Szene: Der Vater kommt auf Urlaub heim, der kleine Sohn öffnet die Tür, läuft zurück in die Küche und ruft: „Mutti, da steht ein Soldat.“ Wie alle Soldatenväter war auch unser Vater ärgerlich über die Begebenheit gewesen, wie mir unsere Mutter später erzählte.

Unser Vater war überglücklich über die Nachricht, dass auch sein zweiter Sohn blond und blauäugig war. Damit aber hatte es nun eine traurige Bewandnis. Er stammte mütterlicherseits von einer der berühmtesten Familien Deutschlands ab – den Mendelssohns. Eine seiner vier Urgroßmütter war die (schon christlich geborene) „Volljüdin“ (in der Terminologie der Nürnberger Gesetze) Ottilie Mendelssohn (1819-48), Enkelin des Philosophen Moses Mendelssohn und Kusine von Felix und Fanny Mendelssohn Bartholdy. Jene Ottilie hatte den angesehenen Mathematiker Ernst Eduard Kummer geheiratet, und beider Sohn, der Großvater unseres Vaters, Ernst Nathanael Kummer, war zeitweise der höchstrangige Wasserbaufachmann der preußischen Regierung gewesen. Wer waren schon die „Sippen“ der Hoffmann und der Loß gegen die etlichen bedeutenden Linien der Mendelssohns!

Aber gerade diesen Zweig seines Stammbaums musste unser Vater in der Nazizeit natürlich unter allen Umständen verschweigen. Eine „jüdische Urgroßmutter“ war ein Problem für einen höheren Beamten, zumal für einen Richter. Unser Vater litt deswegen anscheinend schon seit Ende der 20er Jahre unter seinem „Arierkomplex“, wie unsere Mutter es nannte. Seine ATV Jena (Akademische Turnverbindung, J.) zwang ihn - gar schon vor der „Machtergreifung“? - zum Austritt.⁹ Die Demütigung muss ihn sehr belastet haben. (Ich selbst glaube mich zu entsinnen, dass die ATV sich deswegen bei unserer Mutter nach dem Kriege in aller Form entschuldigte.)

Ursprünglich hatte unser Vater deshalb auch keine Kinder haben wollen – im „Tausendjährigen Reich“ würden sie ja keine Zukunft haben. Davon hatten ihn dann aber, nach der Erzählung unserer Mutter, sie selbst und seine eigene Mutter, nicht zuletzt aber, vor seinem Tode 1935, sein Vater abgebracht. Das war eben jener Pfarrer gewordene ehemalige preußische Berufsoffizier, der damals erwar-

⁹ Ich weiß übrigens nicht, warum gerade dort sein „Abstammungsmakel“ bekannt geworden war, den er später gegenüber viel wichtigeren Stellen erfolgreich verbergen konnte (s. u.).

Einführung

tungsvoll dem braunen Messias entgegenschaute! Mit einem „Tausendjährigen Reich“ zu rechnen, hielt er gleichwohl seinem Sohn entgegen, sei Frevel gegen Gott, den Herrn der Zeit...¹⁰

Konkret musste unser Vater den vorgeschriebenen „Ariernachweis“ fürchten. Nach Auskunft seiner Personalakte im Reichsjustizministerium trat er, wie schon gesagt, bereits im Mai 1933 in die NSDAP und in die SA ein, wohl in der richtigen Annahme, dass sich die Bestimmungen für den „Ariernachweis“ danach nur noch verschärfen würden.¹¹ Wahrscheinlich legte er wenig später dieselben Abstammungsunterlagen, die er dort hatte vorlegen müssen, auch beim Reichsjustizministerium vor. Als Parteigenosse und SA-Mann war er da bereits ausgewiesener „Arier“ und konnte auf eine nur noch kursorische Prüfung seiner Unterlagen hoffen. Tatsächlich bekam er, soweit seine Akte es erkennen lässt, weder damals noch später Schwierigkeiten mit seiner Behörde. Aber die Sorge vor schärferen Bestimmungen und vor abermaliger Prüfung seiner „arischen Abstammung“ belastete ihn weiter.

Unser Vater hatte übrigens in seiner Referendarzeit sehr gerne in einem Görlitzer Notar- und Anwaltsbüro gearbeitet, so dass man fragen könnte, warum er denn nicht überhaupt lieber Rechtsanwalt wurde. Unsere Mutter erzählte dazu jedoch meinem Bruder und mir nach unserer Erinnerung, dass man damals für diesen Beruf zumindest ein gewisses Vermögen benötigte – das unser Vater nicht besaß – und am besten einen Anwalt zum Vater hatte, dessen Praxis man übernehmen konnte.

Unsere Mutter legte Wert darauf, uns den Eindruck zu vermitteln, unser Vater habe zum Nationalsozialismus wegen seines Stammbaumproblems ein distanzierendes Verhältnis gehabt. Er habe natürlich niemals für Hitler kämpfen können. Das habe er ausschließlich für Deutschland und für Frau und Kinder getan. In der Tat hatten die Nazipropaganda und die ihr entsprechende Brutalität des deutschen Vernichtungsfeldzuges in Russland dazu geführt, dass der Gedanke, Frauen und Kinder könnten in die Hände der Russen fallen, das Entsetzlichste war, was ein deutscher Soldat sich vorstellen konnte. So schrieb übrigens unser Vater in seinem letzten Brief (9.1.43): „*Man weiß, dass der Russe drüben grausam ist, verstümmelt und mordbrennt.*“ Zuerst und unabhängig davon ging es natürlich um den Sieg über Russland. Unsere Mutter erzählte, unser Vater habe ihr angesichts der für Ende September 1942 erwarteten Geburt seines zweiten Kindes geschrieben (offenbar in einem früheren, nicht erhaltenen Brief), er wünsche sich, dass zu dem Zeitpunkt Moskau erobert sei und die Siegesglocken läuteten.

Seine letzte Feldpost zeigt jedoch auch mehr. Niemand zwang unseren Vater, seinen Brief vom 18. Dezember unter ein Hitlerzitat zu stellen. Niemand verlangte auch von ihm, in zwei Briefen, am 9. und am 20. Dezember, zu schreiben: „*Der Führer wird es schon schaffen!*“ Insgesamt deutet nichts auf Ansichten von ihm

¹⁰ s. „Vom Kreuz zum Hakenkreuz“, S. 88

¹¹ s. S. 3, Anm. 1

Einführung

hin, die dem Nationalsozialismus zuwider gelaufen wären. Das muss die Frage aufwerfen, wie weit unser Vater eben doch Nationalsozialist war. Vielleicht kann man es so sagen: Wer wie er und so sehr viele seinesgleichen ganz und gar deutsch-national – und das hieß längst auch „völkisch“ – dachte und empfand, der stimmte spätestens im Kriege endgültig mit Hitler überein.

Noch einmal zum geistigen Hintergrund dieses Befundes. In dem ausgeprägt preußisch-militärischen und lutherisch frommen Milieu, aus dem mein Vater stammte, waren Pflicht, Glaube und Gehorsam zu einem unauflösbaren Teufelsdreieck verbunden – ja, so scheinbar blasphemisch muss man es wohl tatsächlich ausdrücken. Wo das Pflichtbewusstsein in der Weise mit dem Glauben verschweißt war, dass glauben zugleich oberste Pflicht wurde, wo Skepsis Sünde und das Nachdenken als gottfernes Grübeln denunziert war, da konnte es am Ende nur einen bedingungslosen und prinzipiell „vorausseilenden“ Gehorsam geben. Die letzte Konsequenz konnten ein Glaube und ein Gehorsam um ihrer selbst willen sein. Dann galten nur noch der „Führer“ und sein Wort.

Natürlich kann die Feldpost unseres Vaters kein differenziertes Bild seiner Anschauungen und Empfindungen liefern. Aber auch die wenigen sonstigen überlieferten Anhaltspunkte reichen mir dafür nicht aus. So entsinne ich mich, dass unsere Mutter erzählte, er habe als Richter dienstlich das „Schwarze Korps“ und / oder den „Stürmer“ lesen und sich immer wieder schütteln müssen, wenn er von dieser Lektüre sprach. Aber unterschied nicht vielleicht auch er zwischen den vulgären Niederungen des Nationalsozialismus und den edleren Höhen des „Führers“? In der preußisch-deutschen Welt, aus der er kam, gab es nichts, das ihn zu grundsätzlicher Distanz gegenüber den Nazis hätte bestimmen können. Sein Vater und Großvater waren preußische Offiziere gewesen. Mit seinem dritten Vornamen hieß er Neithardt – nach Neidhardt (sic!) von Gneisenau -, und diesen Namen bekam auch mein Bruder, und zwar als Hauptnamen. Unsere Mutter erzählte, unser Vater habe schon als 14-Jähriger auf einem Feldbett geschlafen, um sich für den ersehnten Offiziersberuf abzuhärten. Dass daraus nichts wurde, hatte ausschließlich an seiner Kurzsichtigkeit gelegen.

Sein Vater Richard Hoffmann, obwohl nach den Erlebnissen des Ersten Weltkrieges Student der Theologie und dann Landpfarrer geworden, dürfte ihn in seiner Entschlossenheit, Offizier zu werden, durchaus bestärkt haben. Richard Hoffmann war nicht nur ein preußischer „Nationalprotestant“, sondern hatte auch, wie schon gesagt, mit messianischen Hoffnungen auf den braunen „Führer“ geschaut und von sich selbst geschrieben, er sei „(seinem) Sehnen nach Nationalsozialist“ gewesen, „*ehe es einen Nationalsozialismus gab*“. Der entschieden nüchterner veranlagte und, soweit ich weiß, der religiösen Überspanntheit seines Vaters wohl auch abgeneigte Sohn widersetzte sich ihm offenbar dennoch im Grunde kaum. Gehorsam, Pflichtbewusstsein und Glaube an das deutsche Volk und seine Führung (durch Gott, die Generalität und/oder den „Führer“) war die eine, gemeinsame Religion von Vater und Sohn. Im übrigen waren Gott oder „Vorsehung“ ja, wie gesagt, auch sozusagen selbst Deutsche und konnten nach Belieben ins Spiel gebracht werden.

Einführung

Und sein „Arierkomplex“? Konnte der ihn den Nazis entfremden? Nach der Erfahrung mit so vielen Fällen ähnlicher Art wäre leider eher das Gegenteil zu vermuten: Auch unser Vater könnte seinen heimlichen Makel eher durch besondere Loyalität gegenüber dem „Führer“ kompensiert haben. Oder wäre er gar einfach nur allzu gern ein richtiger Nazi geworden, wenn nicht jener Punkt gewesen wäre? Deutsche Juden, die sich in den dreißiger Jahren nach Palästina retten konnten, bekamen dort von russischen und polnischen Juden zu hören, sie wären ja gerne alle Nazis geworden, wenn sie nur gedurft hätten. Das war freilich infam.

Durch die Recherchen zu „Ariernachweis“ 1934“ war ich mit Hermann Schwarz bekannt worden, einem 1920 geborenen Vetter 2. Grades meines Vaters und 12 Jahre jünger als er. (Die beiden waren miteinander nicht bekannt.) Trotz seines hohen Alters hatte Hermann Schwarz die Mühe auf sich genommen, mir Hinweise aus seiner Kenntnis dazu zu geben und mir vor allem in einem längeren Brief über seine eigene damalige Situation und die seiner Familie zu berichten.¹² Zum Dank schickte ich ihm 2008 auch meinen damaligen Entwurf meiner Ausgabe der letzten Feldpost meines Vaters. Die Lektüre der Briefe und meiner Erläuterungen bewegte ihn sehr, und er antwortete mir abermals mit einem umfangreichen Brief (vom 18. September 2008). Ich habe davon Abstand genommen, den Brief hier beizufügen, um den fast 90-Jährigen – den ich dann um seine Zustimmung gebeten hätte - nicht zu veranlassen, sich der Mühe zu unterziehen, seine Mitteilungen an mich vielleicht noch einmal zu redigieren. Er hatte sich mit jenem Brief schwer getan und war nur zögernd zu seinen Bewertungen gelangt - umso wertvoller sind sie gerade deshalb für mich.

Der Vater von Hermann Schwarz, Leopold Schwarz, im Ersten Weltkrieg Oberstabsarzt und mit dem Eisernen Kreuz I. Kl. ausgezeichnet, Professor der Medizin in Hamburg, sah sich als stolzen Ururenkel Moses Mendelssohns und konnte und wollte dies auch nach 1933 nicht verbergen. Sein 1920 geborener Sohn Hermann Schwarz, nach Nazi-Definition nicht mehr unter die Nürnberger Gesetze fallend und bereits „deutschblütig“, wurde – wegen des ringsum bekannten Mendelssohn-Hintergrundes seiner Familie - dennoch 1939 aus der HJ ausgeschlossen, mit der Begründung, HJ-Mitglieder dürften bis zum Jahre 1800 zurück keinen jüdischen Vorfahren in ihrem Stammbaum haben. Hermann Schwarz, der Lehrer werden wollte, sah auch bald ein, dass die entsprechenden Gesetze für die Beamten ihm dies verwehren würden. So ging er 1940 zur Wehrmacht, war erst einfacher Soldat, später Offizier, auch er in Russland, mit allen Härten des dortigen Krieges. Dafür war er der fortwährenden Demütigung durch das Bewusstsein des Ausschlussenseins entronnen.

Im Falle unseres Vaters war alles recht anders, bis auf das ganz gleiche Abstammungsproblem, das auch für ihn, allerdings schon 1933, ein Hindernis auf seinem Weg in die Beamtenlaufbahn war. Seine Mutter, Margarethe Hoffmann geb. Kummer, auch sie zur Ururenkelgeneration gehörend, sprach gern von ihren Mendelssohn-Vorfahren, aber davon war nichts über den Familienkreis hinaus be-

¹² s. Anhang zu „Ariernachweis“

Einführung

kannt. So konnte unser Vater mit einigem Glück seinen Abstammungsmakel vor NSDAP, SA und Justizverwaltung verbergen. Dabei zeigt sich jedoch zugleich der große Unterschied. Hermann Schwarz kam aus einem Elternhaus mit weiterem, liberaleren Horizont und humanen Grundanschauungen. Bejahung des Nationalsozialismus kam dort nicht in Betracht, natürlich erst recht nicht angesichts der eigenen Diskriminierung. Mein Vater dagegen scheint in seiner Abstammung von den Mendelssohns nie etwas anderes als einen Makel gesehen zu haben – jedenfalls habe ich keinen Hinweis darauf, dass er anders darüber gedacht haben könnte. Sein vom Vater her preußisch-militärisch und nationalprotestantisch geprägtes Elternhaus war eben letztlich keine geistige und moralische Barriere gegen den Antisemitismus der Nazis.

Wie Hermann Schwarz in seinem Brief vom 18. September 2008 erkennen ließ, las er die Feldpost meines Vaters mit Unbehagen. Er bezeichnet sich als „*einerseits relativ sachverständig, andererseits befangen*“ und fügt hinzu: „*Das Taktgefühl, Eltern vor deren Kindern nicht zu kritisieren, liegt [bei mir] im Streit mit nötigem Ehrlichsein.*“¹³

In den Worten unseres Vaters vom Krieg als der „*harten Daseinsform für die Blüte der Nation*“, vom notwendigen Verzicht auf Rückkehr und von der vermeintlichen Abwegigkeit, immer nur die Chance vor Augen zu haben Frau und Kinder wiederzusehen, sieht Hermann Schwarz eine „*Besonderheit unter damaligen Soldaten*“ und bemerkt dazu: „*Ähnliches habe ich damals gehört von Göring und anderen hohen Instanzen, so gut wie nie in meinen fünf Kriegsjahren in Reden von Kanonieren, Grenadieren, Unteroffizieren, Reserveoffizieren.*“

Später sagt er katagorisch: „*Die gesamte Seins- oder Nichtseins-Ideologie, die Sie in der Einführung richtig beschreiben, habe ich in fünf Jahren in meinem unmittelbaren Umfeld an niemandem bemerkt. [...] Damit kein Missverständnis entsteht: Ich bezweifle nicht, dass diese Ideologie die gesamte Politik, Kriegführung und Durchhaltepropaganda bis zum 'Sieg oder Untergang' bestimmte!*“ Aber sie war eben keine Realität in seiner Truppe: „*Als unsere Division als eine der wenigen von der Ostfront abgezogen werden sollte - bei keinem Soldaten auch nur ein Krümchen davon, dem 'Helden'tode nahe bleiben zu wollen.*“ Vielmehr erinnert er sich „*bei fast allen, auch bei mir selbst ... [an] ein Gemenge (auch wechselnder, auch einander widerstrebender) Gefühle, Gedanken, Haltungen: Wenn meine Freunde in den Dreck müssen, darf ich dann abseits stehen [...]?*“

Während er sich gleichwohl alle Mühe gibt, unserem Vaters gerecht zu werden, bemerkt er jedoch auch, „*dass Helmuth Hoffmann seiner Frau und Familie zum Teil in einem Stil schreibt, den der Lesende als verniedlichend empfinden kann und der ihn nach dessen Rollenbild der Frau fragen lässt*“. Ich habe schon davon gesprochen, dass unsere Mutter gleichwohl mit alledem übereinstimmte und dass von ihr auch später nie ein Wort der Kritik an der Einstellung unseres Vaters zu Frau und Kindern kam.

¹³ Als 70-jähriges „Kind“ lese ich das zugleich mit Schmunzeln.

Einführung

Schließlich aber bezweifle ich, dass auch mein Vater ein so eindeutiges Urteil wie Hermann Schwarz über das brutale „*Schleifen*“ auf dem Kasernenhof und die vielen unmenschlichen Kommandeure auf dem Schlachtfeld hatte: *„Für mich war furchtbar, das sei hinzugefügt, wie nicht wenige Kommandeure die vielen kleinen Soldaten (nachdem sie sie vorher auf den Kasernenhöfen hatten ‘schleifen’ lassen) ins schlimmste Feuer sandten, als sei das nichts. Fürchterlich war für mich die Rigidität und mangelnde humane Wertorientierung hoher Offiziere.“*

Man könnte höchstens fragen, wie weit die Bewertungen von Hermann Schwarz nicht doch auch davon beeinflusst sind, dass sie über 60 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und aus einer völlig veränderten Welt heraus geschrieben wurden.

Einführung

2. Die militärische Katastrophe am Donez

Anfang 1993 erkundigten sich meine Mutter und mein Bruder beim „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ nach vielleicht dort mittlerweile vorhandenen Kenntnissen, die über das hinausgingen, was unsere Mutter selbst aus den ihr nach dem Tode unseres Vaters amtlich mitgeteilten Einzelheiten über Ort und Umstände seines Todes wusste. Die Antwort des „Volksbundes“ vom 12. Februar 1993 war - wie erwartet - negativ und enthielt ansonsten folgende Auskunft: *„Die 304. Inf. Div., der Ihr Ehemann angehörte, befand sich von Dezember 1942 bis Februar 1943 im Raum Millerowo – Kamensk im Einsatz.“* Dem Schreiben beigelegt war eine großräumige geographische Skizze, in die außer dem Todesort (Dawydo Nikolskij) auch die Hauptrichtung der (Rückzugs)Bewegung der Infanteriedivision 304 im Verlauf dieser und der folgenden Monate eingezeichnet war.

Der „Volksbund“ hatte die Anfrage unserer Mutter zugleich an die Berliner „Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht“ weitergeleitet. Diese konnte aber mit ihrem Antwortschreiben vom 30. Dezember 1993 auch nur Todestag (28. Januar 1943) und Todesort unseres Vaters bestätigen. Beigelegt waren auch von dort Kartenausschnitte verschiedener Maßstäbe, die auch den Ortsnamen Dawydo Nikolskij zeigen, der übrigens inzwischen ein anderer – wieder der vorsowjetische? - sein soll.

Unterdessen sind die Kampfhandlungen, die zu der Situation am Donez führten, in der unser Vater fiel, nicht nur in hohem Maße militärgeschichtlich aufgearbeitet, sondern es ist auch im Internet immer mehr darüber zu finden. Freilich hat der Infanteriedivision 304 und insbesondere seinem Artillerieregiment 304 bisher offenbar keine besondere Aufmerksamkeit gegolten. Es waren dies keine irgendwie herausragenden Einheiten. Sie waren ja auch erst spät und als Behelf an die Ostfront geworfen worden. So sind mir die Bewegungen von A.-R. 304 in den kritischen Wochen und Tagen noch immer weitgehend unklar, zumal auch die bloßen Andeutungen über Orte und zurückgelegte Strecken in den letzten Briefen unseres Vaters m. E. keine Erkenntnisse liefern.

Allerdings habe ich allerdings darauf verzichtet, in Bibliotheken und Archiven nachzuforschen, wo man auf mehr Einzelheiten stoßen könnte. Aber abgesehen davon, dass mein Interesse an militärtechnischen Details begrenzt ist, zweifle ich auch, ob dies wirklich helfen würde, die Andeutungen unsers Vaters anderweitig festgehaltenen militärischen Einzelvorgängen zuzuordnen. Die Verhältnisse in den Tagen nach seinem letzten Brief vom 9. Januar wurden sehr bald chaotisch. In der un-mittelbaren Umgebung seines Einsatzes gingen Truppen, Kriegsgerät, Logistik, Post und sonstiges schriftliche Material wahrscheinlich größtenteils verloren. Als es ein, zwei Tage später gelang, die restlichen Truppen westlich der großen Stadt Woroschilowgrad¹⁴ in einer neuen Abwehrfront aufzufangen, waren zu

¹⁴ das im Donezbecken gelegene frühere Lugansk, heute ukrainisch „Luhansk“

Einführung

viele gefallen, die später ein detailliertes Bild des Geschehenen hätten liefern können. Bei alledem kapitulierte in denselben Tagen die 6. Armee in Stalingrad. Dort fielen die großen Entscheidungen oder waren soeben gefallen. Das Kampfgebiet zwischen Kamensk und Woroschilowgrad, wie neuralgisch es kurzfristig auch geworden sein mochte, war ein Nebenschauplatz, der seither die Aufmerksamkeit nur noch von sehr speziell Interessierten auf sich ziehen konnte.

Gleichwohl fließen von Jahr zu Jahr die Informationen im Internet immer reichlicher. Nicht zuletzt stellen immer mehr Söhne und Enkel, die nach dem Schicksal ihrer Väter und Großväter forschen, die Ergebnisse ihrer Recherchen ins Netz. Inzwischen sind dort auch – vollständig oder teilweise – ganze Monographien zu finden, z. B. ein Studienband über die zur selben Zeit an Don und Donez eingesetzten italienischen Truppen¹⁵. In wenigen Jahren werden noch mehr solcher Gesamtdarstellungen einzelner Bereiche im Netz zu lesen sein. Hinzu kommen aber auch die zahllosen Mitteilungen der bunten Gemeinde der Militaria-Versessenen, die ihre Erkenntnisse untereinander austauschen. Wenn sich freilich auch damit beschäftigt, kann man rasch in die Uferlosigkeit der kleinen und kleinsten Mosaiksteinchen geraten, die sich dann doch nicht zu einem Bilde fügen wollen.

Aus eben diesem Grunde - weil hier ausnahmsweise ein Gesamtbild vorliegt - war die herausragende Quelle für mich das Erinnerungsbuch und militärisch-politische Vermächtnis „*Verlassen von des Sieges Göttern – Missbrauchte Infanterie*“ (1969) von Gen. d. Artillerie a. D. Maximilian Fretter-Pico (1892-1984). Regiment und Division unseres Vaters waren am Donez seiner Größeinheit, der „Armeeabteilung Fretter-Pico“ unterstellt. Während dieser übrigens in seinem Buch über die Infanteriedivision 304 einiges Wesentliche mitteilt, erwähnt er das Artillerieregiment 304, über das auch im Internet außer den dürren allgemeinen Daten der einschlägigen Verzeichnisse bislang nichts zu finden ist, mit keinem Wort. Fretter-Picos Buch trägt allerdings auch den Nebentitel „*Missbrauchte Infanterie*“. Sein Hauptaugenmerk gilt der „Königin der Waffen“.

Spätestens Mitte November 1942 war die zur Beobachtung an der Kanalküste nicht mehr und an der Ostfront jetzt umso dringender gebrauchte Infanteriedivision 304 mitsamt dem ihr angehörigen Artillerieregiment unseres Vaters zu einer Angriffsdivision „*schwer umbewaffnet*“ worden (s. 18.12., wo immer diese Umrüstung stattfand.) Am 19. November griffen die Russen auf der ganzen Länge der Don-Front von 600 km an, wodurch ihnen am 22. November die Schließung des Ringes um Stalingrad gelang. Spätestens dann war höchste Eile geboten. Vermutlich noch Ende November dürften die Einheiten der Division in mehreren Eisenbahnzügen „in den Osten“ transportiert worden sein, A. R. 304 mit seiner umständlichen und verwundbaren pferdebespannten Artillerie dabei eher etwas später als die Infanterieeinheiten. Übrigens galt Pferdebespannung und Pferdeeinsatz überhaupt bis Stalingrad offenbar noch nicht als so hoffnungslos überholt wie da-

¹⁵ „Die Italiener an der Ostfront 1942/3“, von Thomas Schlemmer (Hrsg.), München 2006

Einführung

nach. In Stalingrad kamen jedenfalls auch ca. 52.000 Wehrmachtspferde um.

Wenn das Artillerieregiment unseres Vaters am 10. Dezember an Bautzen vorbeifuhr, wie er schreibt, könnte es wenige Tage zuvor im Westen abgefahren sein. Am Ende sollte sein Transportzug bis zum Ausladen am 1. Weihnachtstage fast drei Wochen unterwegs sein. In dieser Zeit hatte die russische Großoffensive die Frontsituation dramatisch verändert. An der deutschen Verteidigungslinie am Don, für die es kaum rückwärtige Verstärkungen gab, war es bei der rumänischen 3. und der italienischen 8. Armee zu so großen Durchbrüchen gekommen, dass sich eine Lücke von 150 km zwischen der eilig aufgestellten Heeresgruppe Don im Süden und der Heeresgruppe B im Norden aufgetan hatte. Kamensk am Donez lag ungefähr in der Mitte dieser Lücke.

Daraufhin wurde von der Heeresgruppe B in größter Eile und aus völlig unzureichenden Kräften die „Armeeabteilung Fretter-Pico“ aufgestellt, die in der Lücke, so gut es ging, den Feind aufhalten sollte. Den zusammengewürfelten Truppen der Armeeabteilung wurde auch die Infanteriedivision 304 zugeteilt, die zu dem Zeitpunkt - wahrscheinlich noch ohne genau festgelegtes Einsatzgebiet - an die Stalingrad-Don-Front unterwegs war.

Der Kern des Gebiets, in dem die Armeeabteilung im Dezember und Januar kämpfte, lässt sich als ein ungefähr gleichseitiges Dreieck mit je zwischen 80-100 km Kantenlänge beschreiben. Seine Basislinie lag unmittelbar westlich des Donez zwischen Woroschilowgrad im Westen, und Kamensk im Osten. In der Mitte der Basislinie übrigens, auf dem hohen westlichen Donezufer, lag Dawydo Nikolskij, wo unser Vater am Ende der dortigen Kämpfe fiel. Den Scheitelpunkt des Dreiecks bildete die Stadt Millerowo im Norden, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt zwischen Don und Donez und durch Bahnstrecken sowohl mit Woroschilowgrad als auch mit Kamensk verbunden. Anfangs eher noch wichtiger als Bahnknotenpunkt war dabei Kamensk, wo sich die Ost-West-Strecke von Stalingrad durch das Donezbecken nach Dnjepropetrowsk und die Nord-Süd-Strecke von Moskau über Woronesch (und Millerowo) in den Kaukasus kreuzen.

Der Hauptdruck des russischen Angriffs ging zunächst in Richtung Kamensk und der von dort nach Norden abgehenden östlichen Seitenlinie des Dreiecks. Über dieser gedachten Linie wurde von der Armeeabteilung nach Osten eilig eine neue halbkreisförmige Frontlinie aufgebaut. Sie verlief auf dem Westufer der Kalitwa, eines Nebenflusses des Donez. In dem Gebiet hinter der halbkreisförmigen Kalitwa-Linie wurden nach ihrem Eintreffen die Einheiten der Infanteriedivision 304 aufgestellt.

Zunächst aber: Auf welcher Strecke fuhr der Transportzug mit A. R. 304 in das Einsatzgebiet? Hierüber bin ich mir nach den Andeutungen unseres Vaters in seiner Feldpost (und einer Angabe meiner Mutter) weitgehend im Unklaren, und zwar sowohl hinsichtlich der Gesamtstrecke in Russland und Ukraine als gerade auch hinsichtlich des letzten Stücks vor dem Ausladen und des Ausladeorts selbst.

Einführung

In seinem langen „Eröffnungsbrief“ vom 18. Dezember schrieb unser Vater den knappen Satz: „Am 10. 12. früh gegen 6.00 bin ich auf der Bahn hinter unserer Wohnung durchgefahren.“ Was mag er dabei empfunden haben und was unsere Mutter, als sie diesen Brief las? Ich erinnere mich noch an die kleinen Spaziergänge als Kind mit ihr an den ganz nahen hohen Bahndamm und an die dort unter uns nach Osten vorbeifahrenden Züge mit Soldaten, die in den aufgeschobenen Türen von Güterwaggons saßen und uns zuwinkten, ihre Mützen fröhlich-lässig auf den Köpfen. Ich glaube auch, sie sangen.

Unter dem 14. Dezember berichtet unser Vater von einem Ausritt, anscheinend irgendwo im (auch bei ihm so bezeichneten) *Generalgouvernement*, d. h. dem nach der Eroberung 1939 von Hitlerdeutschland brutal vergewaltigten (vorläufigen) Rest-Polen. Längere Aufenthalte gab es des öfteren, denn die Pferde mussten bewegt werden. Aber auf welcher Strecke ging es dann weiter durch die Ukraine? Am 19. Dezember schreibt er, dass sie durch das an das Generalgouvernement anschließende „rumänische Interessengebiet“, also Bukowina und Bessarabien, fuhren und damit – jedenfalls zunächst - auf der Südstrecke durch die Ukraine. Die aber wäre dann die schon mit erwähnte gewesen, die durch das Donezbecken über Dnjepropetrowsk nach Kamensk führt.

Das widerspricht jedoch den Erzählungen unserer Mutter, wonach unser Vater beim Ausladen bald hinter Charkow am Kopf verwundet wurde. Woher wusste sie, dass der Transport über das weit nördlicher gelegene Charkow ging, die zweitgrößte Stadt der Ukraine – etwa aus dem „Tipp“ den unserer Vater seiner Mutter in Görlitz gegeben hatte? Danach wäre man doch auf einer nördlicheren Route durch die Ukraine gefahren. Dann wäre noch wahrscheinlicher Woroschilowgrad (und nicht Kamensk) die letzte Stadt vor dem Ausladen gewesen. Die Frontsituation war freilich immer kritischer geworden; es gab Luftangriffe, eine Bahnlinie konnte unterbrochen und der Zug noch kurz vor dem Zielgebiet auf eine andere umgeleitet worden sein.

Doch noch einmal zurück zu der ausführlichen Schilderung der Bahnfahrt durch die Ukraine in dem langen Brief vom 18. und 19. Dezember. Unser Vater hat sie wegen der Geheimhaltungsvorschriften, aber auch mit Rücksicht auf unsere Mutter bewusst als Beschreibung einer Art von „KDF“-Reise (wie er sie selbst nennt) abgefasst. Sie enthält sogar eine kleine Zeichnung der Dachform ukrainischer Bauernhäuser. „Verblüffend wenig Zerstörungen“ seien zu sehen, der Eindruck eher der von „polnischer Wirtschaft“. Ferner steht da etwa dies: „Die Bevölkerung trägt Winterkleidung und wirkt darin ganz so, wie man sie sich vorgestellt hat, für unsere Begriffe zerlumpt. Die Ukrainer erscheinen aus der Gefangenschaft entlassen, man sieht viel Männer.“ - Es gab auch Schlimmeres zu sehen, und es konnte auch gefährlich werden, wenn auch vielleicht nicht auf der Bahnstrecke unseres Vaters. Die Soldaten der Infanteriedivision 306, die etwas früher ebenfalls von der Kanalküste in Richtung Stalingrad (zur Heeresgruppe Don) verlegt worden war, sahen „in Brest-Litowsk an jedem Mast einen Erhängten,

Einführung

während der Transport häufiger von Partisanen angegriffen wurde“.¹⁶

Für unsereinen war es jedenfalls eine unheimliche Fahrt. Dieser Zug mit seinen Soldaten und ihrem sorgsam ausgewählten und verstauten persönlichen Gepäck, mit den Pferden und Kanonen, mit Tragbahnen, Öfen, Handwerkszeug, Schlitten und Brennholz sowie übrigens auch dem „*dicken Taschenbuch für den Winterkrieg*“, von dem unser Vater spricht, fuhr für die meisten in den nahen Tod. Und vollends gespenstisch: Unser Vater wartet am Heiligabend, einem Tag vor dem Ausladen, im Zugabteil als Knecht Ruprecht mit einem 3-Seiten-Gedicht auf (s. 26.12.) und dankt unserer Mutter noch in seinem letzten Brief für „*die Zweiglein, die tagsüber unser Abteil (verschönten); abends hatten wir einen kleinen Tannenbaum*“ (s. 9.1.). Dabei war das alles doch nur menschlich und als solches überlebensnotwendig.

Wo also lag der Ausladeort? Wenn sich der Transportzug tatsächlich von Char-kow her dem Einsatzgebiet näherte, ist es das Nächstliegende anzunehmen, dass er über Woroschilowgrad in Richtung Millerowo weiterfuhr. Am 20. Dezember schreibt unser Vater: „*Wir stehen auf einem riesigen Abstellbahnhof 30 km von der Ausladestelle und harren der Abholung; sicher werden wir erst morgen ausladen. [...] Hier ist eine Frontleitstelle, bei der ich vielleicht diesen Brief loswerden kann. [...] Wir sind noch Hunderte von km weit vom Schuss.*“

Der „*riesige Abstellbahnhof 30 km von [d. h. vor] der Ausladestelle*“ könnte zu Woroschilowgrad passen. Danach wäre es auf das Ostufer des Donez in Richtung Millerowo weitergegangen. Da war man freilich nicht noch „*Hunderte von km*“ von der Front entfernt. So weit wäre es bis Stalingrad gewesen. Sollten die reisenden Truppen auch zu diesem Zeitpunkt noch so wenig Kenntnis von der Frontsituation gehabt haben? Unser Vater hatte am 19. Dezember geschrieben: „*Allmählich kommt dann etwas von der Spannung davor [auf], wo es nun eigentlich hingeht, ob wir gleich eingesetzt werden usw.*“ Wenn die Fahrt über Woroschilowgrad in Richtung Millerowo gegangen war, lag dieses jedenfalls gerade noch etwa 70 km entfernt.

Nur noch so weit entfernt aber war mittlerweile auch die Front. Zugleich konnte Millerowo selbst schwerlich noch der Ausladeort sein. Die Russen hatten schon am 21. Dezember die Stadt teilweise überrannt und bombardierten – entsprechend dem Bericht unseres Vaters - inzwischen die Bahnstrecken. Das würde auch erklären, warum erst nach fünftägigem Warten „*Weihnachten*“ (s. 29.12.), und zwar offenbar am „*ersten Festtag*“ (s. 9.1.) ausgeladen werden konnte. (Die in Millerowo eingeschlossene zur Armeeabteilung gehörende Gebirgsjägereinheit konnte sich dort bis zur großen russischen Panzeroffensive in der zweiten Januarhälfte behaupten und kämpfte sich dann wie die anderen Einheiten der Abteilung über den Donez zurück.)

¹⁶ s. im Internet unter „Die 306. Infanterie-Division [sic!], Aufstellung bis nach Russland...“ (Kerstin Ullrich)

Einführung

Beim Ausladen am „ersten Festtag“ auf „einer Art von Bahnhof“ (s. 7.1.) wurde der Transport schwer durch eine oder mehrere Bomben getroffen, es gab 12 Tote und zahlreiche Verwundete. Unser Vater erhielt eine „Glassplitterverletzung auf dem Kopf“, die „im Luftschutzkeller bei Kerzenlicht“ (s. 9.1.) nicht genäht werden konnte. Er verlor außerdem seine Brille und einen Teil seines Gepäcks. Am 27. wurden die Gefallenen bestattet. Es folgten (zwei) harte Marschtage, an denen bei 25 Grad Kälte, so dass das Wasser in den Stiefeln gefror, jeweils 25 km zurückgelegt wurden. Dann war offenbar das Frontgebiet an der Kalitwa erreicht.

Am 29. Dezember schreibt unser Vater (rückblickend): „*Unser Verband ging nun schon langsam in Gegenangriffshandlungen über*“. Mit dem „Verband“ meinte er wohl die Infanteriedivision 304 (A. R. 304 war eher nur eine „Einheit“). Er selbst aber, schreibt er, wurde „*ganz überraschend mit kleinen Teilkraften herausgezogen zur vorübergehenden Verwendung bei einer verbündeten Macht*“ (s. 29.12.). Es handelte sich um ein zweitägiges „*Sonderkommando in einer nahen Stadt*“ (s. 7.1.). Bei der „*verbündeten Macht*“ muss es sich um diejenigen Reste der aufgeriebenen italienischen 8. Armee, insbesondere der Division „Ravenna“, gehandelt haben, die in die Armeeabteilung Fretter-Pico aufgenommen worden waren. Nicht erkennbar ist, worum es bei dem Sonderauftrag ging und welches die „*nahe Stadt*“ gewesen sein könnte.

Am 31. Dezember war der Sonderauftrag unseres Vaters „*50 km hinter der wechselnden Front*“ erledigt, und er eilte nunmehr „*nach vorn, meiner Truppe nach*“, so dass er Sylvester dann doch bei seiner Einheit verbrachte. Er fügt hinzu: „*Es ist vorn wenig los; aber zu tun gibt's sicherlich.*“ Eine „*wechselnde Front*“ deutet immerhin auf größere Kampfhandlungen.

In seinem Brief vom 7. Januar schreibt er auch, dass er seit einem Monat, seit dem 7. Dezember, keine Nachricht mehr von seiner Frau erhalten hatte. Die Postverbindung war schwieriger geworden, auch in der Gegenrichtung, nach Hause. Zwei Tage später, in seinem letzten erhaltenen Brief, schrieb er: „*Wegen Feldpost kann ich nach wie vor nur schreiben: Glückssache. Stundenlange Fahrten mit LKW, lange Reisen auf z. T. eingleisigen Strecken sind zu überwinden, bis Anschluss an regelmäßigen Zugverkehr besteht. Und auch da gehen Lazarett- und Urlauber-, Munitions- u. ä. Züge vor. Also immer wieder: Geduld, liebe Agnes!*“

Jenen letzten Brief vom 9. Januar 1943 schrieb er in einem Dorf, wo man leidlich versorgt war. Es gab noch immer keine großen Kämpfe: „*Der Russe hat hier keine größeren Verbände; aber er beschäftigt uns halt.*“ Es gab „*einige Granatwerfereinschläge*“, die man kaum beachtete. Nachts schossen sie „*Störfeuer mit unseren großen Brocken*“ und hören „*unsere noch schwereren Brüder*“ (von welcher anderen Einheit?). „*Unsere Einheiten*“ (die Batterien des eigenen Regiments oder die Regimenter der gesamten Division?), schreibt er, „*haben seit dem Bombenangriff noch keine Verluste*“, wobei „*unsere Grenadiere es entschieden schwerer und härter (haben)*“. Aber: „*Wer weiß, wie lange wir noch unzerstörte Häuschen bewohnen, wie lange das Brennmaterial reicht und was uns sonst noch bevor-*

Einführung

steht“.

Sie ahnten, dass dies die Ruhe vor dem Sturm war: *„Eine eigenartige Stimmung liegt über diesem Kriegführen. Man weiß, dass der Russe drüben grausam ist, verstümmelt und mordbrennt. Und wir lauern noch auf die akute Gefahr“*. Darauf folgt die vielsagende Ergänzung: *„bereit, bis zur letzten Munition zu schießen und ihm [dem Russen] zu gegebener Zeit im Angriff alles heimzuzahlen.“* Wer jedoch *„bis zur letzten Munition“* schießt, weiß, dass er nicht siegen kann. Solchem Eindruck sucht unser Vater darauf eine unbekümmertere Wendung zu geben, doch die ist nur wieder verräterisch: *„Bin mal neugierig, wann und wie man mich nun hier brauchen wird. Mal wird ja die Zeit vorbei sein, wo ich nur so Mädchen für allerlei bin.“* Die Bestimmung des Artillerieoffiziers war sein Einsatz als Artilleriebeobachter, und ihm strebte unser Vater entgegen. Sein Wunsch sollte sich bald erfüllen.

Wie es durch den russischen Großangriff zum vollständigen Verlust des Dreiecksraumes Woroschilowgrad – Millerowo – Kamensk und zu jener Situation auf dem westlichen Donezufer kam, in der unser Vater fiel, ist in den wesentlichen Zügen bei Fretter-Pico zu finden, auf dessen Darstellung ich deshalb im Folgenden ausführlich zurückgreifen will.

Vorab jedoch ein paar Bemerkungen zum Autor selbst – hat Leutnant Hoffmann seinen obersten Chef je zu Gesicht bekommen? - und zu seinem und seinesgleichen Verständnis von Krieg und Kriegshandwerk. Der 1892 geborene Maximilian Fretter-Pico hatte als junger Offizier schon im Ersten Weltkrieg gedient und war dann zur Offizierselite der Reichswehr aufgestiegen, von der er ganz und gar geprägt blieb. Bei der Wehrmacht gehörte er dann zu jenen recht gebildeten, alt-erfahrenen und später hoch dekorierten Militärvirtuosen, wie sie nur Preußen-Deutschland hervorgebracht hat und deren militärisches Können inmitten eines wahnsinnigen und verbrecherischen Krieges die Experten aller Welt immer wieder hat staunen lassen. Er war übrigens kein geborener Preuße, sondern stammte aus einer badischen Offiziersfamilie.

Er zitiert die Worte von Reichswehrchef v. Seeckt (S. 13): *„Das Heer dient dem Staat, denn es ist der Staat“*. Das Heer verkörperte das Reich und war dessen *„eiserner Klammer“*. Auf seine Leistung kam alles an, von ihm hingen Sieg oder Untergang, Ruhm und Ehre Deutschlands ab.

Im Russlandkrieg verstanden es ritterkreuztragende Haudegen wie Fretter-Pico, ihre Truppen unter übermenschlichen Anstrengungen und Verlusten, aber bei hoher Moral durch die Kämpfe zu führen, ganz gleich, ob es vorwärts oder rückwärts ging. An Menschen und Material war der Feind immer um ein Vielfaches überlegen. Dessen Verluste jeweils möglichst hoch und die eigenen möglichst gering zu halten, war das Entscheidende und der Stolz der Fretter-Picos – aber auch

Einführung

ihrer Soldaten, solange noch welche von ihnen übrig waren.

Auf die Moral der Truppe kam alles an. Dazu galt es nicht zuletzt, auch unter schwersten Kampfbedingungen und wenn Stellungen aufgegeben werden mussten, möglichst alle Verwundeten mitzunehmen. Unbedingt geboten war das natürlich auch insofern ohnehin, als ja zumindest ein Teil von ihnen wieder so weit zusammengeflickt wurde, dass sie von neuem in den Krieg geschickt werden konnten. (Anders als die Soldaten waren ihre Einheiten sozusagen unsterblich. Nicht zuletzt aus Gründen der Kriegspropaganda und der Moral an der Heimatfront wurden sie auch im schlimmsten Fall nicht einfach „vernichtet“. Weder die 6. Armee vor Stalingrad verschwand für immer noch z. B. die Infanteriedivision 304 oder das Artillerieregiment unseres Vaters. Sie wurden anschließend wieder „aufgefüllt“ oder auch später und ganz woanders völlig neu aufgestellt, u. U. mehrmals. Im Chaos der letzten Kriegsmonate wurde diese Praxis zur Tollheit mit Methode.)

Wenn sich am Ende der zahllosen Kämpfe die eigenen Verluste zum Totalverlust des Krieges summierten, so war dafür war in den Augen der Fretter-Picos der Oberbefehlshaber Adolf Hitler verantwortlich, nicht sie selbst und ihre Soldaten. Überhaupt war es nicht ihre Sache und bei der Ausübung ihres Kriegshandwerks eher schädlich, über Sinn oder Unsinn des Krieges nachzudenken. Gegen Hitler als Oberbefehlshaber war im Prinzip nichts einzuwenden – schließlich hatte er den Segen der Reichswehr. Beklagenswert nur, dass er sich immer mehr als psychisch und physisch ungeeignet erwies. Man sah, wie die erstaunlichen Siege des Anfangs ihm zu Kopf gestiegen waren, und nahm es mit Schrecken hin, dass er in Russland immer öfter direkt in die Front hineinregierte. Aber ein Putschversuch wie der vom 20. Juli kam natürlich nicht in Betracht. Dergleichen konnte nur die Moral der Truppen und ihre Siegeschancen schwächen. „Für deutsche Begriffe“, schrieb Fretter-Pico später in seinem Buch, „waren Palast-Revolutionen doch nur für Bananenrepubliken eigentümlich“ (S. 147).

Sofern in Russland Schändlichkeiten, ja Verbrechen, begangen wurden, gingen sie auf das Konto von Hitlers „Funktionären“ – die Truppe hatte damit nichts zu tun. Sie kannte Menschlichkeit auch gegenüber der feindlichen Zivilbevölkerung. Im Donezbecken z. B. war diese im Winter 1942/43 von furchtbarem Elend getroffen, und die Wehrmacht half mit Feldküchen und –lazaretten (S. 122). Andererseits gab es die vor keiner Grausamkeit zurückschreckenden eigentlichen Nazi-Generäle, wie Hitlers letzter Oberbefehlshaber des Heeres, der berüchtigte Ferdinand Schörner. Aber für den - übrigens im selben Jahr (1892) wie Schörner geborenen - Fretter-Pico hielt sich der Unterschied der Gesinnungen offenbar in Grenzen. Nach dem Kriege hielt er in seinem Buch dem vor Gericht gestellten Schörner, den er als besonders tüchtigen Kameraden gekannt habe, ausdrücklich die Stange. „Seine [Schörners] *urbayrische Art wurde allerdings wohl nicht überall verstanden*“ (S. 152).

Zu einem Kommandeur mit Moral und Haltung aus großer Tradition, wie Fretter-Pico sich selbst und die ihm nahe stehenden alten Reichswehroffiziere sah, gehör-

Einführung

te notfalls auch Courage gegenüber eigenen höheren Stellen. Im März 1945 bekam er auch selbst Gelegenheit, sie zu beweisen.

Im Juli 1944 war er Oberbefehlshaber der neu aufgestellten 6. Armee (s. o.) in der Südukraine und Rumänien geworden. Schon im August aber ging diese Armee noch einmal zugrunde, in einem Desaster fast so groß wie das von Stalingrad. Die russische Überlegenheit war überwältigend und auf die Rumänen kein Verlass gewesen. Fretter-Pico hatte keine Schuld, aber Hitler versetzte ihn gegen Ende des Jahres einstweilen zur „Führerreserve“. Bald jedoch erhielt er einen gefährlichen Sonderauftrag. Er wurde als Beisitzender Richter dem Senat des Reichskriegsgerichts zugeteilt, der im März 1945 in Torgau auf Weisung Hitlers den hoch dekorierten General Fries zum Tode verurteilen sollte. Der hatte in auswegloser Situation die Verteidigung der „Festung Warschau“ aufgegeben. Doch das gesamte Gericht widersetzte sich Ende März seiner Verurteilung. Fries wurde in allen Punkten freigesprochen. Aber nur dadurch, dass Hitler voreilig Meldung gemacht worden war, gegen Fries sei weisungsgemäß das Todesurteil ergangen, entging Fretter-Pico der sofortigen Verfolgung. Er schreibt, dass er und der Verteidiger, Gen. v. Knobelsdorff, sich für kurze Zeit auf einem Gut verstecken mussten.

Die Luft wurde jedoch halbwegs wieder rein, und am 2. April 1945 erhielt Fretter-Pico mit dem (absichtsvoll nicht gloriosen) Oberbefehl über den Wehrkreis IX in Witzenhausen ein letztes militärisches Kommando. Er ließ Vernunft walten und entschied, auf eine Verteidigung der Ruinenstadt Kassel zu verzichten. Am 4. April ließ er sie den vorrückenden Amerikanern übergeben. Auf seine Mitwirkung und zumindest seine Zustimmung hin wurde ferner das von Flüchtlingen und Verwundeten überfüllte Göttingen zur „freien Stadt“ erklärt und am 8. April den Amerikanern übergeben.

Wie gut! Wir saßen am 8. April nach unserer Flucht aus Bautzen auf unserer Göttinger Veranda in der warmen Frühlingssonne, als ein paar amerikanische Granaten von der Dransfelder Höhe über uns hinwegzischten. Sie waren nur noch als kleine Warnung gedacht gewesen. Tiefe Ruhe trat ein, in der wir erst nur die Vögel zwitschern hörten und dann das Rasseln der einfahrenden amerikanischen Kettenfahrzeuge. Wir konnten ihre Silhouetten zugleich in der Ferne zwischen den blühenden Obstbäumen erkennen. Für uns war der Krieg vorbei.

Für Fretter-Pico ging er noch ein wenig weiter. Am 22. April hielt er sich seit Tagen mit seinem Führungsstab bei Blankenburg im Unterholz versteckt. Eine Armee hatten sie nicht mehr. Sie ernährten sich von einem erlegten Hirsch. Da stöberten ihn und seinen Begleitoffizier verdutzte und hoch erfreute Amerikaner auf. Die beiden sollten in einen Jeep steigen, doch der Generalmajor wusste, was sich gehörte, und verlangte, wie er schreibt, „*einen anständigen Wagen*“. Da ließen die Amerikaner einen „*schönen Opel*“ kommen (S. 174f).

Bei seiner anschließenden Vernehmung wollte man immer wieder von ihm wissen, wie es nach seiner Meinung zu allem gekommen sei. Er antwortete regelmäßig, das Versailler Diktat sei schuld. Der Vernehmungsoffizier antwortete ebenso

Einführung

regelmäßig: „*Das tut nichts zur Sache!*“

In der Gefangenschaft machte er sich den Amerikanern nützlich, indem er für ihre militärhistorische Abteilung arbeitete. Dies erschien ihm, schreibt er, als das beste Mittel, um „*der deutschen Wehrmacht ein geschichtliches Denkmal zu setzen*“. 1948 wurde er als „*überhaupt nicht belastet*“ entnazifiziert, seine Gefangenschaft war zu Ende und eine anständige und auskömmliche zivile Anstellung bald gefunden.

Die „*Siegesgötter*“ aus dem Titel seines Buches (die übrigens in keiner europäischen Mythologie zu finden sind) mochten das deutsche Heer verlassen haben, aber Fortuna hat unter alten Soldaten immer ihre besonderen Lieblinge gehabt. Fretter-Pico gehörte zu ihnen. Er hatte jene „Fortüne“, die Friedrich der Große von seinen Offizieren erwartete. Nicht so unser armer Vater, der „Fortüne“ nicht einmal haben wollte, nicht so aber auch Fretter-Picos 16-jähriger einziger Sohn, dem er später sein Buch widmete, als „*dem letzten seines Stammes*“ - der Krieg hatte ihn verschlungen, nachdem unverantwortliche Führer seine Ausbildungseinheit bei Jüterbog in den Kampf gegen die vordringenden Russen geschickt hatten.

Der Vater hatte nichts verstanden und lernte nichts dazu. Dafür war er im Frieden mit sich selbst und hatte eine ihn erfüllende Aufgabe für den Rest seines noch langen Lebens: das vorbildliche Soldatentum von Reichswehr und Wehrmacht im Bewusstsein der Nachwelt und insbesondere der deutschen Jugend lebendig zu erhalten.

Doch nun zu dem, was Fretter-Pico auf S. 113ff seines Buches über die Kämpfe am Donez um die Jahreswende 1942/43 berichtet, leider übrigens weitgehend ohne Kalenderdaten. Aber im Kampfgebiet der Armeeabteilung überschlugen sich damals auch die Ereignisse, besonders zum Ende hin, ab Mitte Januar, und das Geschehen war stark fragmentiert. Im Internet finden sich z. T. deutlich variierende Datumsangaben beteiligter Einheiten. Für die einen mochte ein russischer Angriff längst begonnen haben, während andere noch halbwegs Ruhe hatten. So ist auch bei Fretter-Pico das chronologische Vor- und Nacheinander nicht immer klar.

Etwa am 20. Dezember 1942 war der General der Artillerie und Kommandierende General des XXX. Armeekorps Maximilian Fretter-Pico vom Oberkommando der Heeresgruppe B beauftragt worden, mit dem „Generalkommando“ seines Armeekorps, d. h. mit dessen Kommando- und Verwaltungseinheiten, unter der neuen Bezeichnung „Armeegruppe Fretter-Pico“ die erwähnte Lücke zwischen der Heeresgruppe B und der Heeresgruppe Don zu schließen.

Die Armeegruppe bestand also zunächst nur aus ihrem „Kopf“ (der freilich mehr war, als was sich unsereiner unter einem bloßen „Stab“ vorstellt). Um die ihr zugewiesenen Truppen war es schlecht bestellt. Das ihr angehörige Drittel der 3. Ge-

Einführung

birgsjägerdivision wurde, wie schon erwähnt, in jenen Tagen mitsamt „*einigen tausend italienischen Arbeitssoldaten mehr oder weniger in Millerowo eingeschlossen*“. Auf die „*materiell schon recht mitgenommene*“ Panzergruppe v. d. Lancken in Donskoj (zwischen Millerowo und Woroschilowgrad) war kaum zu zählen. In Woroschilowgrad standen ein Feldausbildungsregiment und Reserveeinheiten (sog. „Marschbataillone“), übrigens auch ein Turkmenen-Bataillon, die alle praktisch nicht kampftauglich waren, denn „*es fehlte ihnen buchstäblich an allem. Die Offiziere, in der Mehrzahl ohne Fronterfahrung, waren überaltert, zum größten Teil sogar nur 'garnisonsverwendungsfähig Heimat'*. Als Transportbegleiter hierher gelangt, sollten sie nun im Kampfeinsatz führen!“ Dennoch, so Fretter-Pico, gelang es einem tüchtigen Offizier, die Truppe einigermaßen einsatzbereit zu machen. Zur Sicherung der Linie auf dem Westufer des zugefrorenen Donez war eine italienische Division bzw. deren Reste eingesetzt, die Division „Ravenna“, die jedoch, vor allem weil fast ohne Artillerie und Panzerabwehrkanonen, weitgehend wertlos war.

Fretter-Pico wurde mit dem Stab seiner Armeeabteilung mitten in die Lücke am Donez, nach Kamensk, beordert: „*Der obersten Führung schien es eine Beruhigung zu sein, dort in der Lücke die Kommandoflagge der Armeeabteilung zu sehen, gleichgültig ob sie über Truppen verfügte oder nicht!... In Kamensk ging es drunter und drüber. Es schien ein Sammelbecken für versprengte oder geflohene italienische und rumänische Soldaten zu sein, die sich dort demoralisiert und führerlos herumtrieben. Truppenweise zogen sie allmählich waffenlos oder nur mit einer Gitarre bewehrt, singend trotz scharfen Frostes nach Westen.*“

Dass die armen Teufel den Russlandkrieg nicht als den ihren ansahen und keine Notwendigkeit verspürten, für Hitler zu fallen oder zu erfrieren, dafür gab es bei den deutschen Offizieren keinen Hauch von Verständnis. Das kann man allerdings auch fast wieder begreifen: Es ging um die Kampfmoral auch der deutschen Truppen. (Andererseits hatte die allgemeine Verachtung insbesondere für die Italiener nach der Kapitulation ihres Landes - zumindest indirekt - furchtbare Folgen, wie u. a. das Massaker von Kefalonia bewies.)

Schließlich aber: „*In Zuführung aus Frankreich war die im Ostkampf völlig unerfahrene 304. Inf.-div., deren Abtransport jedoch tagelang andauerte*“. Zu ergänzen wäre aus den Briefen unseren Vaters, dass zumindest Teile von ihr dann auch noch so spät eintrafen, dass die inzwischen gefährlich näher gerückten feindlichen Angriffe auch deren Ausladen hinter der Front tagelang verzögerten. Umso dringender wurde diese einzige vollständige - wenn auch allein schon zahlenmäßig wohl eher schwache - Division erwartet, die der Armeeabteilung zugewiesen war.

Fretter-Pico schreibt dazu im weiteren: „*Die aus dem Westen langsam eintreffende 304. Inf.-Div. kam aus dem Küstenschutz und hatte noch nicht im Kampfeinsatz gestanden. Erst kurz vor dem Abtransport nach dem Osten übernahm ein osterfahrener, vorzüglicher Divisionskommandeur, Gen.-Lt. Sieler, die Führung, der*

Einführung

aber weder Zeit noch Möglichkeit hatte, die Division noch für ihre schwere Aufgabe vorzubereiten. Auch einige andere Offiziere mussten durch osterfahrenere Führer ersetzt werden. Bewaffnung und Ausrüstung waren vollzählig, die Winterausstattung kaum ausreichend.¹⁷ - Diese Infanteriedivision wurde in die Lücke zwischen den Heeresgruppen zunächst in Kampfgruppen vorgeführt, um an einem Flussabschnitt (Kalitwa) ostwärts des Donez in einer Breite von 80 km wenigstens zu sichern. [...].

Sobald die Regimenter versammelt waren, schob sich die Division, in Regimentsgruppen gegliedert, an die Kalitwa heran, um diese zu halten. Durch örtliche Vorstöße sollten die lebhaften Nachschubverbindungen der Sowjets hinter dem Flussabschnitt gestört werden. Der Feind wehrte sich durch Teilangriffe mit Panzerunterstützung.

Bei der kampfunerfahrenen Truppe entstanden [angesichts heranrollender T34] schwere Krisen durch 'Panzerschreck', die am 3. Januar 1943 zum Feinddurchbruch geführt hätten, wenn nicht der Divisionskommandeur [der erwähnte Gen. Lt. Sieler] und der Befehlshaber der Armeeteilung [also Fretter-Pico selbst] an Ort und Stelle die im feindlichen Panzerfeuer fluchtartig zurückgehende Truppe in vorderster Linie aufgefangen und wieder eingesetzt hätten. Erst nachdem einige Feindpanzer abgeschossen waren, wurde der Panzerschreck zunächst überwunden, so dass im Gegenangriff der Feind geworfen und die Stellungen gehalten werden konnten.

Der sofortige Einsatz von unerfahrenen Westdivisionen war sicher eine Überforderung. Doch hatten wir in Stalingrad so zahlreiche kampferprobte Infanteriedivisionen verloren, dass die Oberste Führung in den schweren Winterkampf hineinwerfen musste, was gerade noch zur Verfügung stand.“

Die Armeeteilung fand dabei eine besondere Lösung für dieses Problem: „Diese Kampfunerfahrenheit, der Kräftermangel bei viel zu großen Abschnittsbreiten sowie der harte Winter zwangen die Führung, die Truppe trotz der Breite des Abschnittes fest zusammenzuhalten. So wurden drei Regiments-Stützpunkte in drei Ortschaften, etwas abgesetzt vom Kalitwa-Abschnitt, gebildet. Von hier aus stießen laufend kampfkraftige Aufklärungsgruppen an den Flussabschnitt vor, die den Feind beobachteten und durch Teilangriffe beunruhigen sollten. Die Großstützpunkte hielten außerdem durch Stoßtrupps Verbindung untereinander.“ -

Weiter unten heißt es (S. 117): „Trotz des harten Winters wurde die Kampfkraft durch Anlehnung an die Ortschaften als Stützpunkte, in die ein ordnungsgemäßer Nachschub geleitet werden konnte, erhalten, ja sogar gehoben. Laufend erhielt die Armeeteilung weitere kleine Verbände zugeführt, denen es aber zumeist ebenfalls noch an Kampferfahrung fehlte. [...] Der Kampfwert der im Brückenkopf Woroschilowgrad vorgeschobenen Sicherungskräfte blieb gering. Geholfen konnte nicht werden. Man musste von der Hand in den Mund leben!“

¹⁷ Wenige Wochen zuvor hatte das Generalkommando des von Fretter-Pico geführten XXX. Armeekorps erstmals erlebt, nämlich bei der Waffen-SS, was zu einer ordentlichen Winterausrüstung gehörte: „Pelzmützen, Pelzmäntel oder -jacken, vollkommene Filztiefel- und Schneehemdenausrüstung fielen sofort auf. Bei seinen eigenen Infanteriedivisionen hatte das Generalkommando diese Dinge in solcher Vollständigkeit noch niemals feststellen können!“

Einführung

Offenkundig schrieb unser Vater seinen letzten Brief vom 9. Januar 1943 von einem dieser drei Regimentsstützpunkte aus, die an Ortschaften und geregelte Versorgung angeschlossen waren, so dass auch noch Feldpost in die Heimat abgefertigt werden konnte.

Zusammenfassend schreibt Fretter-Pico: *„Fast einen ganzen Monat lang, von Ende Dezember 1942 bis Ende Januar 1943, ist mit völlig unzureichenden Kräften bei dauernden Kämpfen, in welchen die Truppe erst ihre Ost-Ausbildung erhielt, eine Frontlücke von fast 150 km gehalten worden. Dabei konnten erhebliche Feindkräfte gefesselt werden! Die aus den ruhigen Verhältnissen in den Stellungen am Atlantikwall kommenden Grenadiere und Kanoniere sind hier zu harten Ostkämpfen geworden. Ohne Ruhepause, in ständigem Einsatz, bei schneidendem Oststurm, bei Schneetreiben und starker Kälte, ohne entsprechende Ausrüstung haben sie sich dem zähen Feinde gewachsen gezeigt!“*

Bald aber war es so weit: *„Als dann Ende Januar die Sowjets gegen diese (ohne unmittelbaren Anschluss an die Heeresgruppe Don in einem nach Osten vorgestaffelten Bogen) schwache Front mit zwei Gardeschützenkorps, drei Gardeschützendivisionen und vier Panzerkorps zum Großangriff auf Kamensk antraten, da gelang es, mit Ausnahme des südlichen Stützpunktes unter Oberst Hünten, alle Truppen, einschließlich aller Verwundeten und Kranken sowie des gesamten Materials, rechtzeitig abzusetzen. Der Großstützpunkt von Oberst Hünten wurde überrollt. Seine Besatzung konnte unter Zurücklassung des Materials den Donez bei Kamensk erreichen [auch mit den Verwundeten?].“*

Kamensk wurde in den folgenden Tagen von den deutschen Verteidigern aufgegeben, die sich mehr oder weniger am Donez entlang in Richtung Woroschilowgrad zurückkämpften.

Das Regiment unseres Vaters stand anscheinend in einem der beiden nördlicher gelegenen Stützpunkte und zog sich nach Beginn der russischen Großoffensive – am 24. oder 25. Januar? – zusammen mit den dort stehenden übrigen Einheiten von Infanteriedivision 304 unter größten Strapazen über den Donez zurück (S. 118): *„Weit nach Nordwesten ausholend, haben die Verbände der [beiden] anderen Großstützpunkte in tiefem Schnee und eisigem Sturm unter unsäglichen Mühen, bei fast ununterbrochenem Marsch und ständigem Feinddruck den zugefrorenen Donez südostwärts Woroschilowgrad erreicht. Sie haben es fertiggebracht, sich sofort zur unmittelbaren Flussverteidigung einzurichten und den nachdrängenden übermächtigen Feind trotz dreier Eisbrücken, die er sich geschaffen hatte, in Gegenangriffen zunächst immer wieder abzuwehren.“*

Auf dem Westufer des Donez konnte also zunächst noch eine halbwegs geordnete Verteidigung, auch mit „Gegenangriffen“, aufgebaut werden. Doch damit war es bald vorbei:

„Über den zugefrorenen Donez sickerte der Feind mit seinen Massen durch unse-

Einführung

re dünnen infanteristischen Sicherungsstellungen durch. Reserven waren nicht mehr zu vorhanden. Ein an einem Morgen unterstelltes SS-Panzerkorps wurde Mittags schon wieder abgezogen, da es an anderer Stelle dringender gebraucht wurde. So konnten, ohne Reserven, von der Armeeabteilung keinerlei Führungsplanungen mehr gemacht werden, sie konnte nur alles daran setzen, mit ihren schwachen Kräften zu halten. [...]

Nach geglücktem Absetzen von der Donezfront ostwärts und nördlich Woroschilowgrad konnte westlich und nordwestlich von Woroschilowgrad eine neue Front gebildet werden. Die Stadt selbst musste jedoch am 14. Januar aufgegeben werden. Fretter-Pico berichtet dazu: „Vor der Räumung wurden noch 12.000 Verwundete bei feindlichem Artilleriebeschuss [...] herausgefahren bzw. -geflogen.“ Die nachdrängenden russischen Angriffsverbände versuchten vergeblich, die neue Verteidigungslinie westlich Woroschilowgrad zu durchbrechen. Zunächst waren dadurch wesentliche deutsche Kräfte in Gefahr gewesen, eingeschlossen zu werden, hatten sich jedoch wieder freikämpfen können.

Fretter-Pico resümiert: „Den schwachen Infanterieeinheiten der Armeeabteilung, die nur über wenige Panzer und Sturmgeschütze verfügte, war es gelungen, sich unter schwierigsten Umständen von einem angreifenden motorisierten und gepanzerten Gegner so rechtzeitig abzusetzen und eine neue Verteidigung aufzubauen, dass den gut zwanzigfach überlegenen Sowjets zwar ein taktischer Einbruch, aber kein operativer Durchbruch gelang. Zu einem solchen war er [der Feind] aber in der Lücke der beiden Heeresgruppe angetreten, erreichte aber auch hier infolge falschen Ansatzes nicht sein Ziel. Mit der Masse seiner Panzerkorps hätte er gleich auf Woroschilowgrad stoßen müssen. Westlich Woroschilowgrad und am Donez, nordwestlich Woroschilowgrad, glückte es trotz dieser feindlichen Überlegenheit dann wieder, eine Front aufzubauen.

Der deutsche Soldat hat hier wiederum die Überlegenheit seiner Moral bewiesen. Einem objektivem Geschichtsschreiber dieser Kämpfe werden die Leistungen der deutschen Infanterie und ihrer Schwesterwaffen fast unvorstellbar erscheinen. Alle Bewegungen mussten zu Fuß mit bespannten Fahrzeugen und Schlitten unter Mitnahme aller Verwundeten und Kranken, bei zum Teil mangelhafter Winterbekleidung und Ausrüstung, in tiefem Schnee und eisigem Sturm durchgeführt werden.

Eiserner Wille der Truppe, feste Führung der sich rücksichtslos einsetzenden Truppenführer aller Grade ließen, ohne irgendeine Atempause, die überanstrengte Truppe, die wirklich das Letzte herausgeholt hatte, noch eine Verteidigungsfront am Donez aufbauen. Deutsches Soldatentum in höchster Bewährung.“

Schließlich, am 3. Februar, war die Armeeabteilung wieder in das Generalkommando des weiterhin von Fretter-Pico geführten XXX. Armeekorps umgewandelt worden. Die Lücke von 150 km am Donez, der der Auftrag der Armeeabteilung gegolten hatte, war von den Russen erobert worden, die gleichzeitig im Süden auf einer Frontlänge von weiteren ca. 200 km westwärts vorstießen. Nur ihr weiteres Vorrücken am Donez entlang nach Nordwesten war vorläufig verhindert worden.

Einführung

Nach dem Untergang der 6. Armee in Stalingrad wurden die Heeresgruppen B und Don zur Heeresgruppe Süd (v. Manstein) zusammengefasst. Dieser gehörte dann auch die stark dezimierte Infanteriedivision 304 an. Sie setzte sich westwärts in die Südukraine ab, offenbar unter noch bis Anfang März andauernden ständigen Kämpfen, wie aus dem Schreiben von Hauptmann Klinghardt an unsere Mutter vom 8. April hervorgeht. Dort wurde die Division im April wieder aufgefüllt. Sie wurde übrigens im Januar 1945 im Weichselbogen zerschlagen und Ende Februar 1945 in Prag noch einmal neu aufgestellt.

Enthält die Darstellung Fretter-Picos nun aber vielleicht auch einen Anhaltspunkt zum Verständnis der Kampfsituation, in der unser Vater am 28. Januar 1943 fiel? Mir scheint, ja. Ich sehe diesen Hinweis in seiner oben zitierten Feststellung, dass es ein Fehler der so weit überlegenen russischen Angreifer war, nicht sofort auf Woroschilowgrad vorzustoßen. Eben darauf aber musste also die deutsche Verteidigung vorbereitet sein. Vermutlich war insbesondere der Abtransport der 12.000 Verwundeten aus der Stadt noch nicht abgeschlossen. Die Stadt durfte deshalb auf keinen Fall von den Russen erobert werden, zumindest nicht sofort. Das aber bedeutete, dass man die schwachen eigenen Kräfte so weit wie möglich vor Woroschilowgrad zusammenziehen musste.

Zu diesem Zweck musste man die Verteidigung des westlichen Donezufers weitgehend aufgeben. In Stellungen auf der Uferhöhe bei Dawydo Nikolskij ließ man dann aber vermutlich zumindest die Batterien von A. R. 304 zurück, die von dort die massenhaft über den zugefrorenen Fluss vorrückenden Russen unter Feuer nehmen konnten, so wenig diese noch aufzuhalten waren.

Was dann am 28. Januar auf der vorgeschobenen Beobachterstellung geschah, die der Leutnant Hoffmann an dem Tage leitete, berichtete sein Batteriechef, Hauptmann Klinghardt, soweit er es vermochte, in seinem ersten Schreiben vom 4. März 1943 unserer Mutter (Anhang, Nr. 1): *„Er war an diesem Tage bei Dawydo-Nikolskij (am Donez) auf der Beobachtung zusammen mit einem Unteroffizier, als die Russen angriffen. Er selbst hat noch durch Draht gemeldet, dass der Unteroffizier gefallen und dass er verwundet worden ist. Dann haben die Russen die Stelle überrannt; diese konnte auch nicht wieder genommen werden, so dass sich nicht entscheiden lässt, ob Ihr Gatte gefallen oder verwundet in russische Gefangenschaft geraten ist.“*

In seinem zweiten Schreiben vom 8. April (Nr. 2) musste er unserer Mutter mitteilen, dass unser Vater sehr wahrscheinlich tödlich verwundet worden war: *„Ihr Gatte war am 28. Januar 1943 auf der vorgeschobenen Beobachtungsstelle seiner Batterie und wurde dort mit seinen Leuten von den Russen eingeschlossen. Von der gesamten Besatzung konnte sich nur ein Mann durchschlagen, der berichtete, dass er Ihren Gatten schwer verwundet habe zurücklassen müssen. Die Stelle ist nicht wieder in unsere Hand gekommen, so dass über das weitere Schicksal ihres Gatten nichts festgestellt werden konnte. Nach der Erzählung des Kanoniers ist*

Einführung

aber anzunehmen, dass die Verwundung tödlich war. Der Kanonier selbst ist später selbst verwundet und ins Lazarett eingeliefert worden.“

Hauptmann Klinghardts letztes Schreiben vom 17. Mai (Nr. 3) enthält schließlich die so gut wie endgültige Bestätigung: *„Inzwischen habe ich noch in Erfahrung bringen können, dass damals ein Infanterie-Offizier, der an der B[eobachtungs].-Stelle ihres Gatten vorbeikam, nachher erzählt hat, dass er Ihren Gatten tot dort vorgefunden hat. Leider ist auch dieser Offizier in der Folgezeit gefallen.“*

Dass die Russen mit Panzern angriffen, ist der Mitteilung von Hauptmann Klinghardt zu entnehmen, dass *„unser gesamtes Offiziersgepäck bei einem Überfall durch russische Panzer verloren gegangen ist“* (Nr. 2). Doch das Geschehen auf dem vorgeschobenen Beobachterposten war möglicherweise ein anderes als bei der zentralen rückwärtigen Stelle, an der sich auch das Gepäck befand, und der *„Überfall“* muss nicht in unmittelbarem zeitlichen Zusammenhang mit dem russischen Angriff auf die Beobachterstellung gestanden haben oder derselbe Vorgang gewesen sein. Auch pflegten zwischen den Panzern Grenadiere bzw. Infanterie mit vorzugehen. Eher an diese Truppen oder jedenfalls nicht nur an Panzer ist deshalb wohl auch zu denken, wenn Hauptmann Klinghardt schreibt, dass unser Vater *„mit seinen Leuten von den Russen eingeschlossen“* wurde (Nr. 2).

Die angreifenden Russen haben die von ihnen eingekreiste deutsche Beobachterstellung offenbar zunächst aus der Entfernung beschossen – worauf unser Vater noch nach rückwärts telefonieren konnte – und sie dann *„überrannt“*. Auch dieser Begriff deutet nicht auf einen reinen Panzerangriff, denn dann hätte es vielleicht *„überrollt“* geheißen. *„Überrannt“* könnte andererseits darauf deuten, dass die Russen die Stellung, nachdem sie sich vergewissert hatten, dass deren Verteidigung ausgeschaltet war, nicht besetzten, sondern weiter vorstürmten.

Zu welchem Zeitpunkt der Infanterieoffizier *„vorbeikam“* (doch wohl auf der Flucht - ein Wort, das man nicht in den Mund nahm), ist kaum auszumachen: entweder nach weiterer russischer Beschießung der Stellung, die dann für unseren Vater tödlich war, jedoch bevor noch die Russen sie *„überrannten“*, oder aber erst nachdem sie die Stellung *„überrannt“* und sich wieder entfernt hatten. Das wahrscheinlich chaotische Kampfgeschehen lässt beides als möglich erscheinen.

Für den 26.-28. Januar 1943, also die letzten drei Lebenstage unseres Vaters, enthält sein Wehrpass eine Änderung seiner Zuweisung: Statt II./A. R. 304, wie seit dem 18. November 1942, war er jetzt I./A. R. 304 zugewiesen. Spiegelt sich darin ein katastrophales Zusammenschmelzen von A. R. 304? War ferner zuvor die Stammrollen-Nr. 48 eingetragen, erscheint jetzt in der betreffenden Spalte nur noch ein Strich. Eine neue Eintragung hatte sich offenbar erledigt.

In den noch etwa zwei Wochen, die vom 9. Januar, dem Datum des letzten Briefes unseres Vaters, bis zum russischen Großangriff vergingen, mag er noch ein, zwei, drei Briefe geschrieben haben, die nie mehr ankamen. Hauptmann Klinghardt

Einführung

schrieb dazu an unsere Mutter (Nr. 2): „*Leider kann ich Ihnen auch seinen Nachlass nicht zugehen lassen, da unser gesamtes Offiziersgepäck bei einem Überfall durch russische Panzer verloren gegangen ist.*“ Darunter war dann gewiss auch die „*Holzkiste mit zwei Schlössern*“, die er sich für Russland hatte anfertigen lassen (s. 18.12). In seinem letzten Brief vom 9. Januar hatte er noch berichtet, wie er Heiligabend im Bahnwagen die ihm zu Weihnachten von zu Hause geschickten Bücher aus der Kiste genommen, ausgepackt und wieder in ihr verwahrt hatte.

Mit Schreiben vom 8. Mai 1943 (Anlage, Nr. 4) teilte das Oberkommando der Wehrmacht unserer Mutter offiziell mit, dass ihr Mann gefallen sei. Ich selbst erlebte als Kind, wie sie unseren Vater schweren Herzens für tot erklären ließ, nachdem er für die Behörden bis dahin offiziell als vermisst gegolten hatte.

Seit 1997/8 wurden mithilfe des „Volksbundes deutsche Kriegsgräberfürsorge“ deutsche Gefallene des Zweiten Weltkriegs aus der Ostregion der Ukraine auf ein ca. fünf Hektar großes Gelände innerhalb des 17. kommunalen Friedhofs von Kharkiv (Charkow) umgebettet. Der Sammelfriedhof war für ca. 40.000 Gefallene vorgesehen, auf einem Abhang etwas abseits der anderen Gräber. Hellgraue Granitkreuze, in Dreiergruppen aufgestellt, bezeichnen die Stellen, an denen die umgebetteten Gefallenen 60-70 Jahre nach ihrem Tode ihre letzte Ruhe fanden.

Im Jahre 2009 hat der Volksbund meinen Bruder davon unterrichtet, dass man angesichts der noch sehr großen Aufgaben in der Ukraine in deren Osten nur langsam - von Westen nach Osten - vorankomme. Erst in zwei bis drei Jahren werde man im äußersten Osten, also in dem Gebiet, in dem unser Vater gefallen ist, mit den Sucharbeiten beginnen können. Inzwischen sei andererseits von den ukrainischen Behörden festgelegt worden, dass Umbettungen von dort nicht (mehr) auf den Sammelfriedhof bei Kharkiv, sondern auf den ebenfalls vom Volksbund betreuten jüngst angelegten Sammelfriedhof bei Donezk zu erfolgen hätten.

Einstweilen blieb jedoch bereits mit der Hilfe des Volksbundes das Gedenken an unseren Vater vor der vollkommenen Ort- und Namenlosigkeit bewahrt. Der Volksbund führte auch für den deutschen Sammelfriedhof am Stadtrand von Kharkiv die schöne Sitte des Pflanzens von Gedenkbäumen ein. Mein Bruder, der wie schon unsere Mutter Mitglied der Organisation geworden war, hat im Jahre 2003 auf dem Friedhof einen Baum pflanzen lassen, der ein Schildchen mit dem Namen unseres Vaters trägt.

Die Feldpostbriefe und -karten

(Feldpost-Nr.) 35119/A¹, 20. 7. 42

Meine liebe Agnes! Es geht schon wieder auf Mitternacht. Ich packte Dir wieder ein rauhes [?] Päckchen; das kostet immer viel Zeit. Aber ich bin immer sehr froh, wenn ich etwas für Dich tun kann. Ich weiß auch nie, ob ich das nächste Mal wieder Glück mit dem Besorgen habe. Die Holzkistchen z.B. habe ich immer noch.

Am Sonntagnachmittag bekam ich Deinen Brief mit den Fotos. Du siehst ja auf dem einen ganz anders aus als auf allen früheren Bildern, mit anderer Haarfrisur, aber sehr nett. Ich habe das Bildchen unten in den Rahmen von dem Lederetui gesteckt und eines von Herbert daneben. Man hat vor lauter Krieg hier sehr wenig von seiner Familie, kaum mal Ruhe zu schreiben. Da ist ein neues Bildchen willkommen. Herbert sieht etwas älter aus, als ich ihn in der Erinnerung habe, und auch richtig hager, finde ich. Aber er ist nun wohl aus dem molligen Zeitalter heraus.

Das Körbchen ist fertig. Wie schnell die Zeit vergeht; in 8 Wochen soll es schon einen Insassen haben. Dir scheint es ja weiter leidlich gut zu gehen. Wenn es nun endlich mehr Gemüse gibt, wirst Du ja auch nicht mehr so viel Kartoffeln essen müssen. Dein Gärtchen hat ja auch ein bisschen was geliefert; so hast Du wenigstens etwas Erfolg gehabt. Kirschen gab es hier auch wenig, aber viel Pfirsiche und immer noch Blumenkohl. Jetzt ist es hier auch schon einige Zeit regnerisch und kühl; am Samstag waren wir recht durchgeweicht. Das war den Briten wohl ungünstig, sonst wären sie wohl doch wenigstens zu einem kleinen Unternehmen gestartet. Zu einem großen lohnt wohl der Aufwand für die roten Bundesgenossen schon nicht mehr. Im Osten scheint es recht gut vorwärts zu gehen.

Heute kam das Handtuch; die Sorte ist gerade richtig.

Nun bin ich doch zu müde; der Sandmann kommt energisch. Die viele Aufregung des Alltags kann man nur durch Schlafen wettmachen. Im allgemeinen hat sich die Atmosphäre aber etwas beruhigt; oder man wird auf die Dauer dickfelliger.

Gute Nacht, liebe Agnes, möge es Dir auch in den nächsten Wochen gut gehen. Und Erfolg bei Deinen Bemühungen um eine Pflegerin.

Ein zärtliches Küsschen!
Dein Helmuth

¹ Die Buchstaben A,B,C usw. hinter der Nummer beziehen sich auf die jeweilige Untereinheit, z.B. erste, zweite, dritte Kompanie eines Bataillons

Die Briefe und Karten

35119/A, 2. 9. 42

Meine liebe Agnes!

Ich habe verhältnismäßig ruhige Tage. Der Geburtstag von Hauptmann Gruffke ist überstanden. Auch ein Kameradschaftsabend unserer hiesigen Einheit mit netter Musik eines Reg[imen]ts-Musikensembles lief gestern Abend ab. War auch mal wieder im Kino: „Paganini“ und Wochenschau.

Wegen Görlitz bin ich noch immer unentschlossen. Es ist mir sehr interessant, was Dr. Tanzmann, ein tüchtiger Richter, davon hält. Ich gebe etwas auf sein Urteil. Immer wieder lese ich, was Du von Görlitz schreibst. Jeder Ort hat seine Nachteile. Die dienstlichen Verhältnisse von Glogau kenne ich ja gar nicht. Görlitz hat manche Schattenseiten. Je länger der Krieg dauert, desto geringfügiger erscheint einem dann das Plus, was Görlitz bietet. Der Entschluss, mich nach Glogau zu bewerben, ist mir jedenfalls seinerzeit leichter gefallen als jetzt diese Wahl. Es ist sehr schwer, dem Schicksal in die Speichen des Rades zu greifen. Am meisten graut mir davor, in Görlitz für lauter alte Richter die Arbeit machen zu müssen. Und es wird später eine höhere Altersgrenze als 65 geben. Auch sind dort noch Verhältnisse in Anwaltschaft pp, die mir nicht sehr zusagen. Nachher bildet man sich ein, du hast es näher bis Göttingen und hast für diese Nähe und die etwas größeren Verhältnisse in Görlitz lauter beruflichen Ärger.

Na, ich werde wohl noch mal eine Nacht darüber schlafen. Gute Nacht, liebe Agnes!

Dein Helmuth

4. 9. 42

Meine liebe Agnes!

Wir hatten heute von 08 - 17:00 Übung mit 30 km Ritt bei zunehmend besserem Wetter. Nachmittags wurde sogar schon Getreide eingefahren, obwohl es in der Dämmerung noch geregnet hatte. Hauptmann G. hat morgen Wochenendurlaub zu einem Zusammentreffen mit seinem Bruder. So werden wir wohl mal ins Kino und Offiziersheim kommen. Jetzt sitze ich um 21:00 müde und satt, aber pik-sauber gewaschen und umgezogen bei offenem Fenster an meiner Tischlampe, muss aber bald verdunkeln. Noch wenige solcher Tage, und die Ernte ist auch hier geborgen. In Deutschland soll das Korn stellenweise sehr gut geraten und geerntet sein. Ihr werdet inzwischen auch etwas Abkühlung gehabt haben, denke ich. Deine letzten Briefe lassen ja allerhand Hitze dort vermuten; auch hier war es ja eine gute Woche lang recht heiß. Dir wird das sehr beschwerlich gewesen seien, meine kleine Mutti. Aber solche Hitze ist ja meist nicht von langer Dauer. Man vergisst die Plage auch wieder. Ich selbst habe auch mehrere Nächte nur wenig, mäßig und von Mücken behelligt, nur mit einem Überschlagnaken zugedeckt geschlafen. Nun geht es wieder besser. Die frühere Dämmerung erinnert einen schon ein bisschen an

Die Briefe und Karten

den Herbst. Bis dahin wirst Du es ja wohl geschafft haben. Ich wünsche Dir von Herzen, dass alles nach deinem Wunsch gehen möge mit dem Weg ins Krankenhaus, der ärztlichen und sonstigen Betreuung dort, mit der Pflege und all dem vielen Kleinkram drum und dran, angefangen von Herberts anderweitiger Versorgung bis zu den [Hämorrhoiden], „Idchen“... vor allem aber mögest Du selbst ohne Quälerei und gesund über die schweren Stunden hinwegkommen.

Ich hätte Dir gern gegönnt, dass sich schon ein Ende dieses Krieges absehen ließe und damit ein Ende all der Schwierigkeiten, die heute mit der Aufzucht eines Babys verbunden sind. Aber wenn uns die Russen auch im nächsten Winter nicht mehr so gefährlich sein können, wenn wir auch hoffentlich mehr Luftwaffe gegen England einsetzen können, so scheint unsere Geduld doch noch eine harte Prüfung durchmachen zu müssen. Ich bin nur froh, dass Ihr vermutlich durch die Britenflieger nicht allzu sehr behelligt werden werdet. Das muss im Westen wohl ziemlich arg sein.

Ich kann mich noch immer nicht entschließen, mich nach Görlitz zu bewerben. Es ist eine sehr schwere Entscheidung. - Hat nicht Jürgen Kieser [Sohn von Schwester Milly] im September Geburtstag? - Die Butterdöschen sind immer noch nicht zurückgekommen.

Ich bin todmüde. Gute Nacht, liebe Agnes. Es küsst Dich liebevoll
Dein Helmuth

35119/A, vom **8. 9. 42**

Meine liebe Agnes!

Wir hatten in den letzten Tagen allerlei Übungen. Über Wochenend war ich aber mal im Offiziersheim und im Kino, als Hptm. G. durch einen anderen Herrn vertreten wurde. Und dann habe ich über Wochenend zwei Stückchen Käse und ein Päckchen Obst (das zweite) für Dich fertig gemacht. Heute geht wieder eines mit Obst an Dich ab. Leider bekommt man nicht so einfache Obstsorten, die man gut versenden kann. Aber allmählich kommen schon härtere Äpfel, die nicht so nach Fallobst aussehen, und auch härtere Birnen zum Vorschein. Ich werde also sicherlich noch etliches schicken können. Die Beschaffung von Kartons ist allerdings nicht mehr so einfach, da hier allmählich gerade Papierwaren auch recht knapp werden.

Zu Deinem letzten Brief mit Bildchen von [Zwillingschwester] Mag[da]lene [?] schreibe ich Dir noch. Ich habe ihn z. Zt. nicht zur Hand, weil ich im Geschäftszimmer schreibe. Du sagst mit Recht, dass es bei diesem Kindchen ohne meine Begleitung zu Klinik doch ein bisschen anders ist als vor 4 Jahren. Aber ich denke doch, dass Anneliese [das „Pflichtjahrmädchen“] Dir helfen könnte. Es ist Dir ja dieses Mal nicht alles so neu. Und Du hast wenigstens den Trost, dass der Vati zu dem Kindchen nicht inzwischen gefallen ist, sondern dich mit liebender Seele

Die Briefe und Karten

auch auf diesem schweren, aber hoffnungsfrohen Wege begleitet. Ich will Dir auch noch einen Brieflein für Dein "Sturmgepäck" senden. Die Namen, die Du mir schreibst, sind wohl richtig; wir schrieben sie uns doch damals irgendwo auf. N e i t h a r d t Fritz Joachim - in dieser Reihenfolge - und Barbara (mit Beinamen, die ich leider nicht mehr genau weiß; es war eine Auswahl zwischen Hilde, Ilse und Milly). So, und nun kann ja dann das Knobeln losgehen, ob Bub oder Mädels. Wir können dem ja in Ruhe entgegensehen; und Du kannst sicher sein, dass ich mich auf beide gleichermaßen freue. Vor allem aber werde ich mich mit Dir freuen, wenn Du alles überstanden hast und ich nicht mehr darum zu bangen brauche, dass Du diesen Deinen schweren Einsatz für unsere Familie und unser Liebesglück nicht gut durchstehen könntest. Ich will Dir nur von Herzen wünschen, dass Du es nicht gar zu schwer haben und uns gesund und munter erhalten bleiben mögest.

In inniger Liebe küsst Dich, liebe gute Agnes,
Dein Helmuth

35119/A, am **10. 9. 42**

Meine liebe Frau!

Du wirst daheim allmählich die Tage zählen, bis alles überstanden ist, zumal die Hitze Dir arg zusetzt. Hier ist es nun schon seit 10 Tagen kühler, wenn es auch mit geringen Unterbrechungen noch recht schön ist. Dafür haben wir anderes, was uns weniger Freude macht, viel erhöhte Alarmbereitschaft in den dunklen Nächten jetzt, allerlei Alarm- und andere Übungen, auch mal eine vorsichtige echte Alarmerinnerung.

Der Oberst, von dessen Schnapskonsum ich mal Andeutungen machte, wird aus seinem Kur-Urlaub nicht zurückkehren. Jetzt ist man wieder ganz Offizier im Regiment.

Zur Zeit sind 7 Päckchen an Dich unterwegs, ein von Rauch [?] besorgtes auch. Gleich will ich noch ein Obstpäckchen mit kleinen festen Birnen packen, die mir gut schmecken. Hoffentlich überstehen sie den Transport gut.

Heute kam Dein Brief vom 6. 9., wonach es bei Euch immer noch so heiß ist.

Ich habe mich schweren Herzens nicht nach Görlitz beworben, obwohl ich mich damit den Daheimgebliebenen gegenüber benachteiligt fühle. Wenn (ich) jetzt 3 Jahre am Lg. [Landgericht] Bautzen gewesen wäre, so wäre ich vielleicht auch den Görlitzer Verhältnissen gewachsen und könnte mich ohne Sorgen dorthin bewerben. So aber muss ich die Arbeitsverteilung, die Anwälte und den Betrieb dort scheuen. Na, ich werde Görlitz nun nicht nachweinen, wenn Du nur die nötige Einsicht hast.

Die Briefe und Karten

Herberts Geburtstagswünsche sind auch hier kaum zu erfüllen. Bonbons ohne Papier gibt's hier wegen der Luftfeuchtigkeit kaum, Bonbons neuerdings sowieso nicht mehr. Dass er von Käse und Butter schreibt [d.h. durch seine Mutter], deutet doch wohl darauf hin, dass auch er die Knappheit empfindet.

Dass Bahle [?] noch einen 2. Bruder hatte, wusste ich gar nicht. „Ja, der Krieg verschlingt die Besten...“

Z. Zt. gibt es bei Familienzuwachs auch keinen Sonderurlaub; nur noch bei Tod, lebensgefährlicher Erkrankung nächster Angehöriger.

In diesem Briefe sende ich Dir einen Brief für Dein „Sturmgepäck“, das Köfferchen. Du magst ihn in der Klinik aufmachen, sobald Du willst. Es ist nicht mehr als ein ehemännliches Geleit auf einem schweren Gang oder ein erster kurzer Besuch, auf dass Du Dich nicht so verlassen fühlen mögest. Eine besondere Überraschung kannst du von diesem Briefe nicht erwarten. Aber er wird Dir helfen, Dir die Wartezeit bis zur ersten Post von mir zu überbrücken. Nimm ihn an Stelle eines Nelkenstraußes. Lies ihn vor allem nicht schon zuhause; denn er kann sowieso nicht sehr viel sagen.

Einen herzigen Kuss für heute, geplagte kleine Frau!
Dein Helmuth

35119/A, am **10. 9. 42** [in vorstehendem Brief vom selben Tage angekündigter und mitgesandter besonderer Brief für Agnes' „Sturmgepäck“ für die Geburtsklinik]

Meine liebe Agnes!

Ein Küsschen zuvor aus der Ferne!

Der Krieg trennt uns leider. Er hat uns drei Jahre lang voneinander getrennt gehalten und wird es auch noch weiterhin tun. Sind wir darum bedauernswert, „unglücklich“ oder „unglücklich verliebt“? Glückliche sollte die Frau sein, deren Mann für tauglich und würdig befunden wurde, als Truppenoffizier irgendwo seine völkische Pflicht zu tun - glücklich erst recht, wenn sie wie Du die Gewissheit haben kann, dass der geliebte Mann die Ehre seiner Familie auch im Kriege, auch als Sieger in Feindesland reinhält. Und ich schätze mich glücklich, in diesem ernstesten Kriege eine Frau wie Dich an meiner Seite und daheim zugleich an meiner Stelle als Mutter unseres Herbert zu wissen. Der Krieg hat uns bislang viele glückliche, frohe Stunden, Tage und Wochen bei Feldpostempfang, Wochenend- und Fronturlaub beschert. Er hat nicht einmal verhindern können, dass wir jetzt, da ich diesen Brief schreibe, unserem Herbert Aussicht auf ein Geschwisterchen machen können.

Der Krieg und die Trennung haben es allerdings mit sich gebracht, dass ich nicht weiß, wo Du diesen Brief lesen wirst oder Dir vorlesen lassen musst. Ich weiß

Die Briefe und Karten

nicht einmal, was Du im Augenblick des Öffnens von diesem Brief erwartest – etwa ein Wort des Dankes, der Mitfreude, des Trostes, eine lindernde Liebkosung, eine Fülle von Fragen, eine Regung der Anteilnahme oder gar des Mitleids? Ein glückstrahlendes Lächeln dankbarer Freude oder - wenn es Gottes Wille ist – einen letzten Dankeskuss unsagbar schweren Abschiednehmens?

So wird denn, ob wir wollen oder nicht, die Stunde Deines Einsatzes für unsere Liebe, für unsere Familie auch zu einer Belastung- und Bewährungsprobe für die Brücke, die unsere Liebe über die räumliche Trennung hinweg schlägt. Ich kann nun einmal jetzt nicht leibhaftig bei Dir sein. Ich kann Dir nur mit meinem Herzen voll Liebe und Dankbarkeit innerlich nahe sein, so wie Du mich nun seit fünfzehn Jahren kennst; kann Dir nur schreiben: Ich habe Dich lieb und danke Dir für alle Deine Liebe als Gattin und Mutter. Und ich kann noch den Herrgott für Dich bitten, so wie ich es ihm auch danke, dass ich in diesem Kriege nicht als lediger Stammhalter zu fallen brauche, sondern selber schon als Mittler zwischen den Geschlechtern stehe, mit einer trefflichen Frau.

Ich könnte Dutzende von Fragen stellen, liebevoll teilnehmende, bange und wissbegierige Fragen, deren Beantwortung Dir je nachdem Freude oder Leid bereiten könnte. Ich frage aber lieber nicht; denn ich schreibe ja diesen Brief einige Tage voraus; und da gibt es nur die Frage nach Deinem Ergehen. Ich will Dir durch diesen Brief ja nur nahe sein, ganz schlicht, ganz unaufdringlichen, fast unmerklich nahe. Ich will Dich auch nicht aufregen. Wenn mein Bild für Dich lebt, dann genügt es, wenn ich mich dankbar und liebevoll mit diesem Briefe zu Dir und unserer Familie in diesen Stunden bekenne.

Ich besiegele dieses Bekenntnis mit einem langen Küsschen, liebe Agnes, und wünsche Dir von Herzen alles Gute, was ich Dir nur wünschen kann. Möge Deine Tapferkeit Dich in diesen Stunden und Tagen nicht verlassen und Dir auch weiter über die Kriegsnöte und -sorgen hinweg in eine bessere, gemeinsame Zukunft helfen. Mögest Du Dich bald und völlig erholen von allem Schweren und unserer Familie gesund und munter erhalten bleiben! Mute Dir auch nicht zu viel zu, sondern lasse Dir die Pflege und Hilfe angedeihen, deren Du in dieser Zeit bedarfst.

Mein Dankesgruß gilt zugleich auch all denen, die Dir in diesen Tagen helfen, Dich pflegen oder erfreuen. - Gib Herbert ein Küsschen von seinem Vati; hoffentlich ist er artig zu Dir.

In der Hoffnung auf ein nicht allzu fernes Wiedersehen grüße ich Dich mit einem innigen Kuss! –

Dein Helmuth

35119/A, am **12. 9.42**

Meine liebe Agnes!

Ich habe inzwischen auch den Brief vom 2. 9. gefunden, welchem die Bilder von

Die Briefe und Karten

Peyers [Familie von Schwester Magdalene] beilagen, und will Dir dazu noch ein paar Zahlen schreiben.

Ich bin zwar von Linsensuppe, die aufgewärmt sehr gut schmeckte, und Weintrauben etwas reichlich satt, auch ist es drückend heiß zwischen Morgennebel und sich ankündigendem Wetterumschlag; aber wir sind dem Kommandeur ausgerissen, der ins Kino ging und erst gegen 21:00 zurück erwartet wurde. So sitzt man in seinem Quartier am runden Tisch mit Stehlampe und schreibt halt in Erwartung der Briten ...

Du wirst inzwischen den dritten Brief mit dem verschlossenen Umschlag haben, auch ist sicherlich das eine oder andere von den 9 Päckchen angelangt, die ich Dir sandte. Heute erstand ich wieder solch ein Stück Honigkuchen. Da ich keine Aussicht habe, für Herbert etwas zum Geburtstag zu besorgen, käme so was in Frage. So versucht man halt, auch zu Beginn des vierten Kriegsjahres den Lieben daheim etwas von den Erleichterungen abzugeben, deren wir uns hier erfreuen. Hoffentlich taugen die sieben Eier was.

Du schreibst, wir haben uns in das Schicksal gefunden. Das Schicksal hat uns halt auch verwandelt. Einmal war es an uns vorübergegangen, als das Münchener Abkommen den Krieg hinausschob. Im Frühjahr 1939 aber ahnte man schon halblaut die nächste Entwicklung. Als es dann „so weit war“, sah man noch nicht die Gefahr solch langer Trennung, glaubte auch nicht an die Möglichkeit eines zweiten Vierjahreskrieges und sah noch zu sehr das eigene häusliche Glück. Heute sind wir ganz anders im Bann des ungeheuren Geschehens, erleben diesen Krieg als die harte Daseinsform für die Blüte der Nation, als müssten wir eben diesen Kampf durchhalten, als gäbe es für unsere Zeitgenossen eben keine Friedensidylle. Man findet sich in einem Millionenheer, dessen Schicksal meist erheblich härter ist. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Da es nun einmal sein muss, so findet man sich halt auch mit dem Trennungsschmerz ab, umso leichter, als ja die Trennung das dem totalen Krieg Entsprechende, also das „Normale“ ist. Was heißt da schon das bisschen Sichabfinden, wo nun einmal die Trauben einfach zu hoch hängen. Am besten spürt man das jetzt in der Urlaubssperre. Früher stand der Urlaub in einer Reihe mit OKW-Bericht, Essen, Sold, Orden, Beförderung und allenfalls Rauchen oder Trinken; Urlaub war „großgeschrieben“. Jetzt hat die ganze Front keinen Urlaub. Und siehe da, kein Mensch spricht eifersüchtig von der Reihenfolge, Urlaubswünschen, Quoten usw.

13. 9. 42, Sonntagabend, d. h. der Montag hat längst angefangen. Aber der Kommandeur ließ uns nicht eher weg. Ich will Dir aber schnell noch ein bisschen zur Deinem letzten Brief schreiben, der mich heute Abend erreichte. Ich war nun doch etwas besorgt wegen der Krankheit von Herbert. Du hast schon genug Plage, dazu die lange Hitze und nun noch den Jungen krank mit solch üblen Begleiterscheinungen wie Durchfall im Kinderbett. Armes kleines Hascherl, muss ich da denken. Hoffentlich ist es nichts Ernstes. Schon eine längere Magen- oder Darmgeschichte kann jetzt im Kriege ein Kind sicher arg mitnehmen - und die Mutter auch. Scharlach oder Ruhr kommen wohl nicht in Betracht. Oder habt ihr sonstige

Die Briefe und Karten

Seuchen? Du schreibst etwas mysteriös. Ich bin nur froh, dass gerade wieder ein Butterdöschchen und viel Käse an Dich unterwegs sind, und wünsche Dir von Herzen, dass dieser glückliche Umstand Dich aufrichten und dass Herbert bald genesen möge. Es wird mir sicher auch gelingen, mit Hilfe von Kameraden noch mal irgendwo Butter aufzutreiben. Nur muss ich Dich bitten, mir schnell wieder Bindfaden zu schicken, da meiner trotz Deiner Sendung bald wieder alle ist.

Und dann musst Du Dich nicht wundern, wenn ich diese Sendungen nicht aus dem Wehrsold bestreiten kann. Die Preise hier sind so, dass einzelne, die keine Familie haben, sich monatlich 100,-RM schicken lassen und damit knapp auskommen. Das Ei kostet 30 Pfennig, für ein Pfund Butter zahle ich meist 4-5,-RM, der letzte Käseeinkauf kostete 7,50; Schokolade war bis zu 8 und 9,-RM unter meinen Sendungen. WHW [„Winterhilfswerk“] kostet mich nichts; ich gebe meine Nichtraucher-Bon-abfindung. Das beste wird sein, Du sendest mir für September baldigst 100,-RM. Für eine Zahnbürste kann man hier glatt 3,50RM loswerden. Der Abend anlässlich des Geburtstages von Hptm. Gruffke kostete per Nase 14,50RM. Ein Obstpäckchen kostet im Durchschnitt 1,50, davon 1,-RM für Obst, 30 Pfennig für Verpackung, 20 Pfennig Porto. Ich bin der Meinung, dass man in solchem Fall nach dem Preise nicht groß fragen, sondern zusehen soll, leidlich mit Familie durch den Krieg zu kommen. Aber Du musst das wissen, damit Du weißt, wo das Geld bleibt. Wollen froh sein, dass Kameraden aller Dienstgrade, Obergefreite, ein Wachtmeister und 4 Leutnants mir zu Eiern und Butter für Dich verholfen haben. Hochinteressant zu wissen, wer mir seine Hilfe nicht angeboten hat, obwohl er dazu am allermeisten in der Lage gewesen wäre: Hptm. G. Der schickt seinen Burschen oft genug auf Fahrt, einmal sogar mit dem Motorrad (Benzin!).

Dass Frau Hagemann² voraussichtlich doch ausfällt³, ist mir sehr schmerzlich für Dich. Ich möchte es noch gar nicht glauben. Major H. würde freilich auch nur 14 Tage Urlaub bekommen. Mit der Annelies allein wird es auf die Dauer doch wohl schwer gehen. Ich hätte es Dir von Herzen gegönnt, dass Du die Sorge um eine gute Pflegerin loswürdest. Hoffe nur, dass sich's noch halbwegs einrenkt. Wie schade, dass ich nicht bei Dir sein und Dich ein wenig über dieses Missgeschick hinwegtrösten kann.

Nur ein Küsschen! –
Dein Helmuth

35119/A, am **16. 9. 42**

Meine liebe Agnes!

Gestern hielt uns der Komdr. bis Mitternacht fest. So schreibe ich Dir heute früh aus dem Geschäftszimmer schnell ein paar Zeilen. Wir haben nun doch etwas Ab-

² Freundin meiner Mutter, später Patentante von Neithardt

³ d.h. als Wochenbetthilfe, wozu es dann aber doch kam, s. spätere Briefe

Die Briefe und Karten

kühlung, sogar kurze Regenfälle, bekommen. Hoffentlich habt Ihr auch dergleichen, so dass Du mal etwas aufatmen kannst.

Ich denke noch oft an Dein Missgeschick mit Frau Hagemann ist. Ob es endgültig dabei bleibt? Vielleicht renkte es sich noch teilweise ein. Ich bin nur froh, dass Du wenigstens die Anneliese da hast. Grüße sie man schön von mir, und ich bitte sie, Dich nicht im Stich zu lassen, wenn es mit anderweitiger Pflege nicht klappt. Ich hätte es wahrlich lieber gesehen, Du könntest insofern sorgenfrei in die nächsten Wochen gehen. Aber der Krieg bringt eben doch Schwierigkeiten, die man nicht vorhergesehen hat. Eben kommt der Komdr. in unseren „Laden“. Also Schlusspunkt.

Innig grüßt Dich
Dein Helmuth

35119/A, **18.9.42**

Liebe Agnes!

Anlässlich einer Übung vertrete ich einen Vormittag lang mal den Adjutanten, sitze an meinem Schreibtisch und kann dir schnell einen kleinen Schreibbrief⁴ senden, zu dem ich in den letzten beiden Tagen durch vermehrte gesellige Betriebsamkeit im Kasino nicht kam. Es ist etwas fröhlicher bei uns geworden, seit der Ominöse endgültig wegversetzt ist. Ich selbst bin auch wieder etwas sicherer geworden, seit ich mich endgültig entschlossen habe, in Glogau zu bleiben und diesem Geschick dieses Mal nicht in die Speichen zu greifen. Es ist mir sehr schwer geworden; aber Du hast mir doch einige Sorgen abgenommen, indem Du mir schriebest, dass es ja nicht nur nach der Größe der Stadt, nach ihren Verkehrsverbindungen und Annehmlichkeiten gehen muss. Da merkt man dann, wie schön es ist, eine Frau wie Dich zu haben.

Gestern bekam ich Deinen Brief vom 13., wonach es Herbert schon etwas besser zu gehen scheint. Du hattest 3 Obstpäckchen, aber eigenartigerweise noch nichts von dem Käse. Hoffentlich ist er nicht gestohlen worden! Das wäre mir doch sehr schmerzlich. Vielleicht irre ich mich aber auch über die Reihenfolge der Absendung. Heute geht wieder ein Päckchen mit Äpfeln ab, morgen auch. Dafür bleibt der Honigkuchen noch hier; ich habe dann noch ein paar Bonbons erstanden und bekomme vielleicht noch durch die Marketender- oder Zahlmeistereiversorgung rechtzeitig eine Tafel Schokolade, so dass Du für Herberts Geburtstag wenigstens etwas Besonderes bekommst. Aber die Aussicht auf Spielzeug ist zu gering, als dass ich Dir irgendeine Hoffnung machen könnte. Du müsstest mal prüfen, ob er nicht doch vielleicht schon alt genug ist für ein paar von den Bleisoldaten, die ich von Großvater Kummer habe. Die Soldatenkiste steht im Bücherschrank ganz rechts unten hinten. Annelies mag sie Dir hervorholen.

⁴ hier etwa „Brief mit besonderen Hinweisen“ (s. Grimmsches Wörterbuch)

Die Briefe und Karten

Wir haben heute den 18. 9. Ob Prof. Kästner mit seiner Berechnung den Tag richtig bestimmt hat? Ob der Krieg mit seiner misslichen Ernährungslage eine Verschiebung mit sich bringt? Möge Dir ein ungeduldiges Warten erspart bleiben! Dass Muttel inzwischen bei Dir angelangt ist, wie ich aus Deinem Briefe entnehme, ist eine große Beruhigung. Grüße sie bitte ganz herzlich von mir. Es wird schon alles gut gehen, denke ich, und wir werden uns hoffentlich recht bald unter Friedensverhältnissen unseres Familienzuwachses erfreuen können.

Mir geht es sonst gut. Mit Muttels Hilfe wird Dir's gewiss möglich gewesen sein, meine Finanzen hier etwas aufzubessern.

Also: Soldatenglück und siegreiche gesunde Heimkehr aus der Klinik, liebe Soldatenbraut!

Ein Küsschen!
Dein Helmuth

35119/A, Mitternacht vom 20. zum 21. September 1942

Meine liebe Agnes!

Gestern Abend hielt uns der Kommandeur nach dem Kino („Friedrich Schiller“) und heute Abend auch noch einige Stunden fest. Heute Nachmittag packte ich ein Päckchen Äpfel, wozu ich gestern nicht kam, und heute noch zwei Döschen mit einem Pfund Brotaufstrich, goldfrisch [?] und bei der jetzigen Temperatur sicher gut zu transportieren. Heute Abend will ich Dir schnell noch sagen, dass ich gerade jetzt auch mit Liebe an dich denke, wo doch Professor Kästner den 21. genannt hatte. Wenn es dann so weit ist, ist man doch etwas neugierig, wie es Dir ergangen ist, wie es Dir weiter geht und ob es ein Junge oder Mädchen ist, mit blauen oder grünen Augen, mit hellem oder dunklem Haar. Am meisten werde ich mich freuen, wenn man im Laufe der Zeit sagen kann, dass der Krieg mit seinem scheußlichen Mangel an allem, was man sonst für selbstverständlich oder notwendig gehalten hat, Dir nichts hat anhaben können.

Heute kam Dein Brief mit der Bestätigung insbes. der Käsepäckchen. Ich werde morgen früh den letzten Käse (abgeschnittene Rundteile) essen. Er hat sich in meinem Kochgeschirr famos gehalten; schade, dass er für Herbert zu hart sein soll; vielleicht kann man ihn kleinhacken wie Petersilie. Ich wünsche ihm jedenfalls gute Besserung

Ob Dich dieser Brief noch zu Hause erreicht? Warten ist z. Zt. das Los der ganzen Nation, abgesehen von den wenigen, die an der russischen Südfront kämpfen. Und vom Soldaten sagt man ja, er warte die Hälfte seines Daseins; möge das kleine Wesen Dich nicht zu lange warten lassen!

Die Briefe und Karten

Muttel ist nun schon bei Dir. Das ist für Dich gewiss recht günstig. Aber lass man die Arbeit vor allem von Annelies besorgen. Mutter wird sich schon genügend mit dem beschäftigen, was ihr selbst liegt. Während Du in der Klinik bist, wird sie gewiss eifrig ihre Korrespondenz aufarbeiten. Vielleicht lässt sie sich auch den Weg zum Standesamt nicht nehmen. Das Familienstammbuch liegt im Schreibtisch links unter den Brieftaschenmappen. In der Zeitungsanzeige mögt Ihr zu dem Landgerichtsrat Hoffmann getrost hinzufügen: „Leutnant in einem Art.-regiment“

So, draußen sind Tag-und-Nachtgleichen-Stürme mit Regenschauern. Da kommen die Briten garantiert nicht.

Grüße bitte Muttel einstweilen von mir. - Von mir gibt's für Dich ein erwartungsvolles Extra-Küsschen.
Dein Helmuth

(35119/A,) **22. 9. 42**

Liebe Agnes!

Ich habe mir trotz leichtem Hexenschuss soeben viel Liebesmühe mit einem Beileidsbrief an Onkel Wilhelm Hedemann zum Tode von Tante Hedel gemacht. Ich glaube, es liegt auch in Deinem Sinne, wenn ich mir als einer der wenigen letzten Hoffmänner etwas von der Zeit genommen habe, die ich Dir sonst gewidmet hätte. Hedemanns haben das um uns verdient; ich brauche mich dieses Briefes an den Oheim nicht zu schämen.

Um so leidenschaftlicher ist das Gutenachtküsschen, mit dem ich jetzt kurz vorm Einschlafen zum Leben, zu Dir, liebste Frau, zurückkehre.

Muttel soll auch demnächst Post bekommen. - Für heute einen Kuss mit einem suchenden Blick in Deine Guckerln: Bist Du auch dem Mann nicht böse, der Schuld ist an der Plage um das Jüngste ? Lächle ein Nein, und ich küsse Dich glücklich!
Dein Helmuth

35119/A, am **26. 9. 42**

Meine liebe Agnes!

Eine ruhige halbe Stunde im Geschäftszimmer verführt mich dazu, die Kasinopflichten wieder wettzumachen und Dir heute früh ein Brieflein zu schreiben. Vorgestern war doller Regen bei einem Schießen; seither ist es kalt, so dass ich Muttel bitten werde, mir mit Hilfe der Zulassungsmarke demnächst den ollen Pullover zu senden. Die Marke schicke ich dann noch.

Die Briefe und Karten

Ein Äpfelpäckchen kam wegen Übergewicht zurück vom Feldpostamt; es ging gestern mit einem anderen ab. Heute geht ein Päckchen mit 1/2 Pfund Aufstrich, Bonbons und drei kleinen Riegeln Schokolade für Herberts Geburtstag ab. Ich hoffe immer noch, rechtzeitig 1 kg Schokolade für seinen Geburtstag aufzutreiben zu können. Dann habe ich eine nette Packung Briefpapier besorgt. Die werde ich an Dich adressieren, Du kannst sie aber Mutter geben, wenn Du ihr gern einen Gefallen tun willst. Sie hat wohl wenig Briefpapier und hat doch durch das Jüngste demnächst sicherlich mehr Korrespondenz. - Ich werde für Dich auch noch Briefpapier aufzutreiben. Nur gibt es jetzt seltener etwas Brauchbares. - Den Honigkuchen für Herbert habe ich noch hier.

Da Mutter zu Hause amtiert, ist ja eigentlich jemand da, der mir sogar ein Telegramm senden könnte. Allerdings muss neuerdings die NSDAP-Ortsgruppe bei solchen Nachrichten frohen oder traurigen Inhalts die Richtigkeit des degeschriebenen Inhalts bestätigen, bevor die Post das Telegramm an die Feldpostanschrift annehmen darf. Aber die Laufzeit eines Briefes dauert auch nur 3 Tage.

Allmählich wird man nun doch etwas neugierig. Man gut, dass Prof. Kästner uns auf eine Verzögerung vorbereitet hat. Ich will Dir von Herzen wünschen, dass das kleine Wesen nicht gar zu lange auf sich warten lässt.

Mir geht's gut. Wir freuen uns sehr, dass der Herbst nochmal eine Rekordbeute an Versenkungstonnage brachte. Die Ölquellen im nördlichen Kaukasus werden uns im nächsten Jahr schon zustatten kommen, selbst wenn dort alles zerstört sein sollte. Die Erreichung und damit die Sperrung der Wolga ist sehr wertvoll. Unter solchen Umständen kann es dort vielleicht doch mal eher als gedacht zu Ende gehen.

Muss abbrechen! - Alles Gute, liebe Frau!
Es küsst Dich
Dein Helmuth

35119/A, am **26. 9. 42**

Mein Liebling! Lächle Deinem glücklichen Helmuth zu, liebe Agnes, damit ich mit meiner Freude nicht allein bin. Ein Brüderchen für unseren Herbert, kräftig, blond, mit roten Bäckchen und Herbert in dessen Babyzeit ähnlich. Mein Herz, was willst du mehr! Gesund wird er wohl auch sein, wenn Mutter auch diesen im Kriege wesentlichen Punkt nicht hervorgehoben hat. Welche Augenfarbe, das interessiert mich auch noch, um mir das Kindchen vorstellen zu können.

Und dazu Mutters beruhigender Bericht, dass unser zweites Kind sich etwas normaler an das Licht der Welt begeben hat als das erste, dass es Dir auch besser geht als damals und dass Du daher auch wohl Aussicht hast, Dich schneller und besser zu erholen. Mir ist, als hätte ich Dich neu geschenkt bekommen, nachdem ich doch auch mit der allerdings unwahrscheinlichen Möglichkeit hatte rechnen müs-

Die Briefe und Karten

sen, dass ich Dich verlieren könnte. Das ist doch das Schönste, dass ich annehmen kann, dass Du die schweren Stunden einigermaßen glatt überstanden hast und selber froh sein kannst, alles hinter Dich gebracht zu haben. Es gibt ja nun noch allerhand zu überwinden, kleine und große Nöte; aber der Herbert wird seine geliebte Mutti wiederhaben, und ich behalte meine geliebte Frau. Wir werden unsere Herzen weit aufschließen müssen, um nun in der größeren Familie alle nach ihrer Art mit Liebe bedenken zu können; hoffen wir, dass der kleine Neithardt sich gut einfügt und Dir recht viel Freude, aber wenig Sorge und Ärger machen möge!

Ich bin ja so froh, dass es gut abgegangen ist und dass ich nicht traurig in der Ferne auf die Briten warten muss, während zuhause die Sorge oder Traurigkeit umgeht. Ein heißes Dankesküsschen, liebe Agnes, für dieses Geschenk Deiner Liebe, doppelt wertvoll in den Kriegsnotén. Wenn Du nun in der Einsamkeit des Krankenhauses Deinen Helmuth suchst, so sollst Du wissen, dass ich mit liebevollem Herzen an Deinem Bett weile und mich mit Dir freue und Dir danke.

Und nun wünsche ich Dir, dass alles weitere gut gehe und dass Du Dich mit Ruhe und Geduld gründlich erholen mögest. Wir haben vorhin zu 10 Kameraden im Kasino bereits ein gutes Glas Sekt auf Euch getrunken, eine nette sonnabendliche „Geburtstagsfeier“.

Muttel übermittelt mir ein Küsschen von Dir und Deinen Dank für den Brief. Ich schließe mit einem späten Gutenachtküsschen und einem fröhlichen Urlaubs-aufwiedersehen im Dezember oder Januar!
Dein Helmuth

35119/A, am **27. 9. 42**

Meine liebe Agnes!

Herbstsonntag-nachmittag. Von einer der wenigen unzerstörten Kirchen klingen Glocken. Die Sonne wärmt noch genügend. Ich packe Dir Butter und Äpfel in Päckchen. Heute vormittag ging der erste Brief an Dich und ein Brief mit einem Päckchen Briefpapier an Muttel ab. Du selbst liegst in einem Krankenhaus, das ich nur flüchtig kenne, gewiss noch etwas schwach oder erschöpft, vielleicht auch nicht ohne Wehwechen oder Sorgen um den kleinen Sprössling; aber doch sicherlich auch froh wie ein Soldat, der sich nach dem Sieg behütet im Lazarett wiederfindet. Vielleicht hast du sogar etwas Langeweile. - Darüber können wir höchstens dann klagen, wenn es sich um Kasinodienst handelt. - Man gut, dass ich auf die Idee kam, Dir vorsorglich einen Brief auf den schweren Weg zu geben. Es vergeht halt eine Woche bis zur Antwort auf Muttels Nachricht. Vielleicht höre ich heute Abend durch die Feldpost mehr von Dir durch Muttel. Ich bin recht gespannt, wie es Dir weiter geht. Meine Pöste werden Dich gewiss in der Klinik ebenso prompt erreichen wie zuhause. Päckchen sende ich in unsere Wohnung und habe Muttel gebeten, sie zu öffnen.

Die Briefe und Karten

Vorgestern wurde zum ersten Mal wieder eine Urlaubsliste aufgestellt, deren Ergebnis ich Dir schon mitteilte. Auf Grund Armeebefehls werden zuerst die beurlaubt, die Frau und Kinder haben. Außerdem rangiere ich ziemlich günstig. So habe ich denn gute Aussicht, den kleinen Neithardt zu besichtigen und Dich zu besuchen, wenn Du daheim wieder einigermaßen alles in der Reihe hast und sich die Beengtheit unserer Anfangswohnung nicht mehr gar zu misslich auswirkt.

Bis dahin werde ich mich freuen, dass Du alles leidlich oder vielleicht sogar gut überstanden hast und dass wir trotz des langen Krieges ein Brüderchen für unseren Herbert haben. Möge es sich gut entwickeln! Was Herbert wohl zu der lebenden Schreipuppe sagen wird? Ich will Dir noch wünschen, dass es mit dem Stillen nach Deinem Wunsch und ohne Schwierigkeiten gehen möge. Ob die Hämorrhoiden sich wieder arg bemerkbar machen? Hoffentlich nicht.

Ich will noch an Deine Mutter schreiben. Deshalb vorerst bis zum Feldpostempfang Schluss für heute.

Ein dankbares Küsschen mit viel guten Wünschen für Euer Ergehen!

Dein Helmuth

35119/A, 28./29. 9. 42

Meine liebe Frau!

Es ist 3.00 früh. Ich war den Tag über auf Achse, verabschiedete mich nach Geheimaktenprüfung sehr nett von Kameraden der Einheit B, bei der ich in Eutsch [?] war, ritt dann im Dunkeln „heim“, holte mir dort noch nähere Nachrichten und packte dann seit Mitternacht 5 Päckchen für Dich: 1. Honigkuchen, 2. eineinhalb Pfund Schokolade, 3. Tomatenpürée für meinen Lieblingsfraß im Urlaub (Nudeln), 4. Äpfel, die zu schwer gewesen waren, 5. Fischkonserven mit abgelegten Bürsten von mir und einem zerlumpten französ. Handtuch von 1940.

Es ist Regenwetter und Abschiednehmen von 35119/A. Wir gehen zu mehreren ab und werden uns später unter neuer Feldpost-Nr. wieder melden. Bis dahin werde ich wenig von Dir hören, da mir dann erst Post nachgeschickt werden kann. Ich selbst aber werde Dir schreiben können, wenn es die Zeit erlaubt. Die Gegend, wohin es geht, kenne ich vom vorigen Herbst von einer kurzen Kraftwagenfahrt her flüchtig. Da das Gerücht geht, dass unser Oberst wiederkommt, gehe ich nicht ungerne. Man richtet sich als Landser überall ein.

Gestern Abend bekam ich einen Brief von Mutter vom 24. 9. Danach musst Du sehr still liegen, armes Hascherl. Ich erfuhr dadurch von der Tradition des 23. 9.⁵ Auch von Herbert schrieb Mutter mir sehr nett. Sogar 25 Anzeigen bekommt Ihr; das ist ja fein. Hoffentlich klappt's nun auch mit dem Stillen des Bübleins.

⁵ Geburtstag auch Rudolf Mückes, Großvater mütterlicherseits seiner Frau

Die Briefe und Karten

Ich wünsche Dir nun die nötige Geduld und Ruhe zur Genesung und hoffe, dass unsere Feldpostversorgung nicht gar zu sehr lahmgelegt wird. Die Aussichten, mal in den Osten zu kommen, haben sich wieder verschlechtert. Das mag Dich beruhigen, mich begeistert es nicht gerade.

Ich bin todmüde, Liebste.

Ein süßes Küsschen Dir und dem Jüngsten
von Deinem
Helmuth

Grüße Mutter bitte, ich danke ihr sehr herzlich für ihre Pöste.

35119/A, am **1. 10. 42**

Mein Liebling!

In wenigen Minuten geht's zum Zuge. Die Nacht war kurz, aber der Abschied ziemlich schwer, zumal wir ja zu mehreren Herren abreisen. Es ist 7 Uhr früh. Als ich gestern Abend zur Abschieds-kasinerunde kam, fand ich Deinen ersten Brief aus der Klinik vor. Ich bin ja so froh, dass Du trotz des Krieges leidlich über den Berg bist, und danke Dir immer wieder für alles, was Du damit auf Dich genommen hast. Ja, ich glaube schon, dass es das Furchtbarste ist, was eine Frau durchmachen muss. Aber dafür werde ich Dich umso mehr lieb haben.

Wann ich nun wohl die nächste Post bekomme? Erst mal muss ich ja Dir und der Einheit hier meine neue F.P.-Nr. schreiben.

Also, auf Wiederhören aus dem Neuen, das am Ende der hoffentlich kurzen Reise steht. Es geht aber nicht allzu weit weg.

Innig küsst Dich, Liebste,
Dein Helmuth

3. 10. 42

Liebe Agnes

Seit gestern früh bin ich nun am Rande im Lager, jetzt im Zentrum der Stadt im Hotel. Eineinhalb Tage Rumlaufen, Rumstehen, gottlob bei gutem Wetter. Wiedersehen mit einer Stadt, die ich vor einem Jahr mal über Sonntag besucht habe. Führe erst mal wieder eine Einheit. Der Ort wie schon einmal. Morgen geht's als Vorkommandoführer auf die Dörfer zum Quartiermachen. Das haben wir ja nun schon mehrfach erlebt. Leider kann man von hier nicht wie aus der Gegend von Koppes⁶ oder von Vatel's letzter Pfarre mal über Wochenende nach Hause; vorerst

⁶ unbekannte Freunde

Die Briefe und Karten

gibt's nicht mal Feldpost. Warte bitte mit Feldpostsendungen, bis ich Dir die neue Feldpost-Nr. schreibe.

Ich las eben noch mal Deinen letzten Brief (Deinen ersten aus der Klinik). Möge es dir und dem kleinen Bürschchen weiter gut und besser gehen!

Angesichts des Wechsels in neue Verhältnisse bin ich mit ca. 50,-RM bar bei 35119/A abgefahren und habe dort noch 40,-RM Kasinoschulden hinterlassen, um Bargeld zu behalten. Sende also bitte noch an Leutnant Hoffmann 35119/A diese 50,-RM (Oktoberrate).

Und nun auf mehrere Tage auf Wiederhören! Und hoffentlich besorgt der Kamerad diesen Brief weiter. Gute Nacht!

Dein Helmuth
O.-U.⁷

12. 10. 42

Meine liebe Agnes!

3 Tage Vorkommando, 6 Tage Einrichten sind vorüber. Jetzt geht's überraschend zu einer anderen Einheit, wieder wird allerlei durcheinandergewirbelt. Meine endgültige Verwendung und Bleibe steht noch nicht fest. Wir haben noch keine Feldpost-Nr., werden sie aber binnen dieser Woche bekommen. Wir hatten uns hier leidlich eingerichtet, aber es ist schon kühl, vorläufig mit wenig Regen. Gestern wurden Pilze an den waldigen Hängen des schönen Tales gesucht, in dem wir liegen. Jetzt geht's auf öde, flache Dörfer. Aber beim Kommiss wird's gefressen, wie's kommt.

Zum Trost kamen heute 2 Briefe von Dir, die wir durch einen Postabholer von der alten Feldpost-Nr. abholen ließen. Dazu zig Pöste von Mutter, Tante Gretel, Milly, Peyers. Wie froh und dankbar bin ich, das es Dir leidlich geht und dass Du Aussicht hast, dass Frau Hagemann Dir hilft. Mich betrübt nur, dass ich Herbert keinen Gruß zum Geburtstag und auch kein weiteres Päckchen senden konnte. In einer halben Stunde fährt ein Lastkraftwagen mit Oberzahlmeister und anderen in die 20 km weite Stadt, sie werden unsere Post mitnehmen. Dort ist unsere obere Dienststelle, deren gestern eingetroffene Feldpost-Nr. ich Dir für dringendste Nachrichten lieber gleich mitteilen will: „Leutnant Helmuth Hoffmann, über Feldpost-Nr. 41840“. Sonst aber warte getrost, bis ich Dir die richtige Feldpost-Nr. schreibe.

⁷ Die gängige Abkürzung „O.-U.“ auf der Post aus Frankreich (einmal auch ohne Bindestrich) - nur an dieser Stelle am Schluss unter dem Namenszug, sonst oben neben der Feldpostnr. - bedeutet mit größter Wahrscheinlichkeit „Ortsunterkunft“.

Die Briefe und Karten

Ich danke dir sehr, sehr herzlich mit einem besonderen Küsschen für Deine Pöste. Es war gewiss sehr arg bei der Entbindung, möge [dies] das Leben, der kleine Neithardt und meine Liebe Dir später vergelten!

Grüße alle herzlich von mir! Dir selbst innige Küsse
von Deinem dankbaren – Helmuth

[neue Feldp.-Nr.!] **48766/D**, O.U., am **15. 10. 42**

Mein Liebling!

Vorgestern war Umzug. Es ging nach Auflösung der Einheit, die ich eine Woche lang führte, und entsprechende Aufteilung zur Nachbareinheit im gleichen Verband, der aber auch gerade wegen allzu schlechter Quartiermöglichkeiten im Umzug steckte. Damit ging ein ganzer Herbsttag, gottlob mit schönem Wetter, drauf. Statt Einheitsführer mit 3 Offz., 20 Uffz. und entsprechenden Männern bin ich nun 2. Offizier unter einem Oberleutnant. Unsere Quartierverhältnisse sind sehr, sehr bescheiden, auch alles andere so armselig, dass selbst unsere Russlandkämpfer staunen. Ich wohne mit dem Oberleutnant im selben Haus und habe es so noch recht gut. Aber man hat ja auch Fürsorgepflichten gegenüber den Uffz. und Männern; und da ist es hier so misslich, wie ich es bisher nicht einmal in Südfrankreich angetroffen habe. Aber auch die Zeit wird vorübergehen, wir werden trotz lauter unheizbarer, nasskalter Räume nicht eingehen, es wird auch mal wieder elektrisch Licht geben, das uns vorerst zwei Abende im Stich lässt; man wird schon mal einen Hocker [?] und 1/5 Waschschüssel pro Mann herankriegen, und der Dienst wird die Langeweile schon noch allzu früh vertreiben.

Ich habe in den letzten 14 Tagen jedenfalls genug zu tun gehabt. Auf dem Wege hierher erfuhr ich an höherer Stelle die Feldpost-Nr., die ich Dir gleich auf einer Postkarte schrieb. Damit ist nach 2 Wochen ein Übelstand behoben, der sehr an unseren Herzen nagte. Gerade am Auflösungsstage bekam ich noch 2 Briefe von Dir vom 29. 9. und 2. 10., für die ich Dir schon kurz dankte. Aber es wurmt mich doch, dass man heute am 4. Geburtstag des Stammhalters keinen Feldpostbrief in Deinen Händen weiß, der Dir ein liebevolles Wort des Dankes für all Deine mütterliche Aufopferung sagt. So will ich Dich denn wenigstens im Schein der untergehenden Sonne mit der Seele suchen und Dir versichern, dass ich Dich und Herbert über dem Jüngsten und über all dem Wust, der mit den letzten Veränderungen hereingebrochen ist, keineswegs vergessen habe. Nun hat man schon die gedruckte Geburtsanzeige vom 2. Jungen und gedenkt des 4. Geburtstages des 1. Sohnes.

Du fragst in dem Brief nach der Stelle, an die die Geburtsurkunde muss. An sich müsste „Landgericht Glogau - Geschäftsstelle 1“ genügen, die werden dann schon die Steuerkarte von der „Gerichtskasse Breslau, Ritterplatz“ an Dich gelangen lassen, damit die Steuerkarte unter Vorlage einer Urkundenausfertigung beim Finanzamt Bautzen berichtet und wieder zur Justizbehörde zurückgeschickt werden kann, die sie Dir sendet. - Auch bei der DBKa muss der Kleine gemeldet werden.

Die Briefe und Karten

Ob sich Dein Fieber noch mal eingestellt hat? Hoffentlich ist alles weiter gut abgelaufen. Frau Hagemann ist Dir gewiss ein lieber Gast und angenehme Hilfe. Sage ihr bitte auch meinen aufrichtigen Dank.

Leider kann ich Dich vorerst von diesem „Ende der Welt“ aus noch nicht versorgen, wie ich das im alten Standort konnte. Das ist mir sehr schmerzlich. Aber ich habe Dich lieb und grüße Dich und unsere Jungs - nunmehr im sparsam gehegten Kerzenschimmer - sehr herzlich mit einem Küsschen und viel guten Wünschen für Dein ferneres Ergehen!

Dein Helmuth

48766/D, O.-U., am **18. 10. 42**

Meine liebe Agnes!

Sonntagnachmittag. Eine Quartierdurchsicht mit dem Einheitsführer am Vormittag hat mir die Dürftigkeit so recht vor Augen geführt, in der wir hier als Sieger hausen. Und was unsere Versorgung anbetrifft, so bin ich mir noch nie so beinahe stiefmütterlich behandelt vorgekommen wie jetzt. Alle schönen Sprüchlein von Fürsorge für die anvertrauten Mannschaften bleichen hier mangels Masse dahin; es ist einfach nichts ranzukriegen. Um nicht dem dumpfen Brüten zu verfallen, habe ich mir heute über Mittag meine Strümpfe und sonstige Wäsche vorgenommen und allerlei ausgebessert. Heute Abend will ich den nächsten Uffz.-Unterricht vorbereiten. Draußen ist es regnerisch und kalt. Die einzigen Feuerstellen sind der Küchenherd in einem leeren verwohnten und schmuddeligen Haus, in welchem wir unsere Küche und einige Quartiere haben, und der Kamin in der Schreibstube. Zum Glück gibt es einige feste Häuser zwischen den Katen, die durch Fachwerk und Strohdächer die fade Gegend beleben.

Unter solchen Umständen wärmt sich das einsame Herz dann an der Erinnerung des schönen Zuhause, wo das geliebte Frauchen eine nette und besorgliche Häuslichkeit bereithält, wo ein munteres Büblein mit Sorge oder Freude dem Alltag seine Note gibt und man beim nächsten Urlaub nun schon das zweite Baby im Wiegenkorb bewundern darf; froh und stolz „dass er dieses hat gekunnt“⁸.

Wenn dieser Brief Dich erreicht, ist Frau Hagemann schon über 2 Wochen bei Dir. Wie es wohl bei Euch zugeht?! Ob es noch Komplikationen gegeben hat oder irgendwelche Nöte? Die Knappheit oder gar das völlige Ausbleiben mancher Dinge, die Dir im Frieden diese Zeit erleichtert hätten, kann sich natürlich empfindlich bemerkbar machen. Einen Trost sehe ich immer noch darin, dass Eure Gegend auch im nächsten Winter sicherlich wenig oder gar nicht durch Flieger aufgescheucht werden dürfte. Sollten die Engländer trotz ihrer ungeheuren [erlittenen] Versenkungen und die Russen trotz der empfindlichen Einbußen uns doch noch länger zum Kriegführen zwingen, so werden wir gewiss je länger desto mehr

⁸ aus Buschs „Tobias Knopp“

Die Briefe und Karten

froh sein, dass Herbert trotz des Krieges ein Brüderchen hat. Schon Dich man noch redlich, damit Du Dich nicht gleich zu sehr verausgabst. Es gibt später noch genügende Plage, die allerlei Anforderungen an Dich stellen wird. Hoffen wir das Beste!

Dein letzter Brief datiert nun immer noch vom 2. 10. Die Post kann erst in dieser Woche unter der neuen Feldpost-Nr. eintreffen. Zum Glück habe ich ja verhältnismäßig gute und auch ausführliche Nachrichten, sodass ich mich nicht zu sorgen brauche und mir auch das Wickelkind und die Verhältnisse ganz gut vorstellen kann. Wie gerne würde ich mal leise mit Dir in das Körbchen schauen und Dir ein Küsschen geben. So aber müssen wir uns halt weiter bescheiden. Und wollen froh sein, dass es uns nicht an Geld fehlt wie etwa Kameraden von mir, die Rechtsanwälte sind, einst ihre gute Praxis hatten und nun nicht wissen, wovon sie ihre 4 Kinder durchbringen und auf höhere Schule schicken sollen. Unserem Adjutanten ging es so. Du brauchst Dich auch weiterhin nicht um mich zu sorgen, da ich bei meinem jetzigen Verband - leider - weniger als je Aussicht habe, im Osten zu kämpfen.

Ich bin ja auch immer noch so ausgerüstet, habe mich auch mit Kleinigkeiten wie Papier so reichlich eingedeckt, dass ich auf diesem Kaff noch lange ein angenehmes Leben führen kann, so weit es sich um die Äußerlichkeiten des Daseins handelt. Das Dutzend Unteroffiziere, mit denen wir warme Kost gemeinsam einnehmen, ist ganz ordentlich, manche mit Osterfahrung. Der Einheitsführer ist ein älterer Reservist, wohl um die 30 Lenze, sehr genügsam und wenig gesprächig, dazu gibt es noch immer Offz.-anwärter unter den Wachtmeistern. Man lebt sich überall ein, auch wenn man im alten Kreise noch so fest Wurzeln geschlagen hatte; obendrein sind von den 7 Herrn, die mit mir kamen, zwei im Nachbardorf. Hier gilt es nun, sich durch Leistung durchzusetzen und so weit möglich auch durch Fürsorge den Führungsanspruch zu verwirklichen. Eine drei-jährige, z. T. vielseitige Erfahrung hilft mir.

Für heute soll es genug sein. Ich wünsche Dir vor allem völlige Erholung und Freude an unserem kleinen Neithardt. Grüß auch Herbert herzlich von mir. Sein in die Binsen gegangener Geburtstag ohne Brief vom Vati wurmt mich immer noch.

Liebevoll umarmt Dich mit einem zärtlichen Küsschen
Dein Helmuth

48766/D, 21. 10. 42

Mein Liebling!

Draußen ist es sehr herbstlich, bisweilen herrscht ein nasskalter Nebel wie im November, mittags bricht bisweilen die Sonne durch, ab und an gab es auch Regen. Wir überarbeiten uns nicht; jedoch liegt die Schwierigkeit unseres Daseins eben auf anderem Gebiet. Ich gehöre zu den wenigen, die in den letzten 3 Wochen

Die Briefe und Karten

oder länger wenigstens einmal Feldpost nachbekommen haben. Geld ist auf einmal gar nichts wert, weil es nichts zu kaufen gibt. Die Äpfel zum Nachtisch liest man am Wege auf; nur nachschicken kann man nichts, weil wir noch keine Päckchen senden können. Seit 3 Wochen sind wir auch ohne Marketenderwarenanschluss. Den Rauchern fehlt es sowieso an Zigaretten und Streichhölzern; wie gut, dass ich davon nicht zu abhängig bin wie manche andere. Zum Glück sind unter unsern Männern zwei, die etwas vom Kochen verstehen. So ist es denn ein seltsames Leben, das wir führen. Im Grunde eine Erholung vom Nervenkrieg vorn. Und doch ist man eben nicht zufrieden, ich vor allem, weil ich Euch z. Zt. nichts schicken kann. Dabei wohne ich ganz nett, habe eben das zweitbeste Quartier, auf dem Nachttisch steht Dein Bild. Ich habe eine Steppdecke, die mir bei Kälte als Grundlage für meine anderen Decken willkommen sein wird und z. Zt. sogar allein noch ausreicht. An Spiegeln und Schränken fehlt es auch nicht. Satt wird man auch immer noch. Der Chef ist sehr ruhig, fast zu schweigsam; man lebt sich allmählich ein, lernt Namen und Gesichter kennen. -

Es ist inzwischen 20:00. Ich will mal zur Schreibstube. Vielleicht ist der Abendmelder schon da, der nun allmählich die erste Feldpost bringen könnte. Westdeutsche Kameraden bekamen gestern Abend die erste unter der neuen Nr. Was werde ich von Euch hören? Wie mag es Dir und dem kleinen Neithardt gehen? Wie stellt sich Herbert zudem Baby-Brüderchen?

Auf Wiederhören einstweilen! – Helmuth
Leider keine Post! Ein sehnsüchtiges Küsschen!
Dein Helmuth

48766/D, O.-U., am **23. 10. 42**

Meine liebe Agnes!

[daneben, mit Bleistift: „Bitte schick´ mir den Stadtplan von Paris – H.]

Es ist 18:00. Heute gab´s warmes Abendessen - Kartoffeln mit etwas Möhren und Rindfleisch oder auch etwas Schweinernem als Eintopf. Da wir mit den Uffz. gemeinsam auch warme Abendkost zur Zeit der Essenausgabe verzehren, so steht ein langer Abend bevor. Ich habe noch immer viel Unterricht und leite auch viel Dienst, so dass ich jetzt schon alle Gesichter und Namen kenne und nun daran gehen kann, mich auch für sonstige Verhältnisse zu interessieren. Morgen werden neue Gesichter dazukommen, dann ist schon wieder Wochenend. So ist bald ein Monat herum. Mit der Feldpost klappt´s immer noch nicht. Das Wetter ist kalt und unfreundlich. Obendrein droht noch eine kleine Änderung, die wieder neuen Zeitverlust bedeutet, uns aber hoffentlich keine Verschlechterung unserer äußeren Lebensverhältnisse einbringen wird.

Ein solches Dasein stellt an den Offizier eigenartige Anforderungen. Man ist genauso verpflanzt worden wie alle anderen, nur etwas bequemer und wohl besser. Alles andere aber ist gleich; ungleich wiederum die Pflicht der Fürsorge oder die Verantwortung. Nur sich nicht [an]merken lassen, dass man genauso dazu neigt,

Die Briefe und Karten

vor lauter Veränderung stur, stumpf oder müde zu werden, sogar anderen noch ein bisschen Schwung oder gute Laune einzuimpfen, ist gar nicht so einfach. Aber beim Kommiss geht eben alles. Wir haben es dafür in anderer Hinsicht besser, haben keinen Nervenkrieg, keine russischen Strapazen oder auch nur annähernd solche Quartierverhältnisse. Ansonsten ist nichts Neues zu berichten. Es geht mir gut. Nur könnte eben allmählich mal etwas Feldpost eingehen. Man möchte doch gerne hören, wie es Dir nun weiter ergangen ist. Vielleicht bringt der Melder nachher etwas. Ich gehe ja sowieso noch auf Schreibstube. Werde dann den Brief abschließen. -

22:00 Uhr. Der Skat [?] ist zu Ende. Aber Feldpost hat´s nicht gegeben. So kann ich nur mit heißem Herzen an meine drei Lieben denken und gebe Euch allen ein leises Küsschen!

Euer Helmuth

N.B. - Ich sende mit diesem Brief 6 Päckchen-Zulassungsmarken. Diese hebe bitte auf, soweit [sie] z. Zt. nicht verwendbar sind. Sodann verwende sie aber bitte, um mir folgende Wintersachen zu schicken:

1. den alten Pullover
2. die Lederweste mit länger gemachten Ärmeln
3. die Strickhandschuhe, und zwar die dunklen von beiden. Ich habe ein Paar helle und ein Paar dunklere.
4. die älteren von den beiden Paar braunen gefütterten Lederhandschuhen, evtl. nach Ausbesserung geplatzter Nähte.
5. eventuell noch ein Handtuch, damit ich durch selteneres Waschenlassen hier Seife spare und länger auskomme.

- Die übrigen Marken kannst Du an solche Leutchen geben, die mir durchaus etwas zu Weihnachten schicken wollen (Koppes, wenn sie darum schreiben). Weihnachtspäckchen müssen bis Ende November aufgegeben sein. Bei 1000 - 2000 gr. braucht man 2 Marken.

Helmuth

48766/D, 24. 10. 42

Meine liebe Agnes!

Heute Mittag bekam ich Deinen ausführlichen Brief an die neue Feldpost-Nr. Wie freue ich mich, dass es Euch nach allem Überstandenen wieder besser geht!!!! Inzwischen wird die Genesung gewiss weiter fortgeschritten und womöglich als völlige zu verzeichnen sein. So hinterher liest sich das natürlich weniger ernst, als es vorher gewesen ist. Ich kann mir aber Eure Sorgen einigermaßen vorstellen und bitte Dich, Frau Hagemann für ihre aufopfernde Hilfe meinen ganz besonderen Dank zu übermitteln. Die Lauferei ist schon sowieso im vierten Kriegsjahre schrecklich; nun gar unter solchen Verhältnissen. Möge der Erfolg und die aufrichtige Dankbarkeit eines glücklichen aber ach so fernen Vati ihr einstweilen freudige Genugtuung vermitteln!

Die Briefe und Karten

Es ist ein Jammer, dass man gerade jetzt so wenig für die Familie tun kann. Aber die Zeit unserer Veränderungen ist leider immer noch nicht abgelaufen. Nächste Woche, also Ende d. Mts., werden wir uns nun wohl endlich etwas auf längere Sicht einrichten können. Da aber wird der Einheitsführer seinen Ostfront-Heimaturlaub nachholen, und ich werde ihn vertreten müssen. Mit der Feldpost ist nun erst mal einige Sorge von uns genommen. Aber ein Skandal bleibt es doch, dass man unsere Männer, z. T. Familienväter mit kranken Angehörigen, trotz fast friedensmäßiger Verhältnisse fast drei Wochen oder sogar länger ohne Feldpost ließ. Auch die sonstige Versorgung liegt ebenso noch im argen. Die berühmte preußische Organisation hakt eben auch mal aus. Aber Humor ist, wenn man trotzdem lacht! Wozu braucht man Zeitungen und Nachrichten, wenn man im Dorf ein Radio hat und von daheim Feldpost bekommt. Der Krieg wird auch ohne unsere Kenntnisnahme weitergeführt.

Es wird dunkel. Das elektrische Licht streikt heute zeitweilig. Also vom Wochenend-abend und aus dörflicher Abgeschiedenheit lauter gute Wünsche für Euer Ergehen, herzliche Grüße und ein dankbares Küsschen für alle Wehwehchen!
Dein Helmuth

48766/D, vom **30. 10.42**

Mein Liebling!

Gestern Abend kam Dein lieber Brief mit den Gotha-Einlagen [s. Brief v. 18. 11.] vom 21., abgestempelt 22. Soeben ist der Oblt. in „Osturlaub“ gefahren, den er noch ausstehen hat. Er macht mir Hoffnungen auf Urlaub im Dezember oder Januar, nachdem diese Frage an der nächsthöheren Stelle einmal angeschnitten ist. So kann ich Dir denn heute wieder mal etwas Nettes schreiben. Es geht mir auch sonst gut. Unsere Quartierverhältnisse haben sich wieder verschlechtert. Man braucht hier für die Mannschaften Waschschüsseln und dgl., und so was ist halt auch hier durch die Unterkunftsverwaltungen nicht mehr so leicht zu beschaffen.

Ab heute vertrete ich nun also den Einheitsführer unter wenig erfreulichen Verhältnissen mit Dienst von 7:00 (6:00 Wecken) bis abends 18:30 (Essenausgabe); dann oft noch gemeinsames Essen warmer Abendkost mit den Unteroffizieren und Warten auf Rückkehr des Melders, der nicht vor 19 - 19:30 zurück erwartet werden kann. Viel Unterricht, viel Leitung von Dienstzweigen. Aber so was macht ja Freude; und die Arbeit hilft am ehesten über die gewisse Trostlosigkeit unserer Lage hinweg. Auch die wird sich nun hoffentlich bessern, nachdem wir Aussicht haben, länger als nur für 10 Tage am gleichen Ort zu sein. Morgen ziehe ich dann aus meiner Villa in die an sich schlechtere Bude des Chefs, die aber nahe an der Schreibstube liegt.

Dann wird der Tag auch nicht mehr so lang; ich kann mal zwischendurch etwas aus dem Quartier holen. Schön ist es hier nicht, auch der Betrieb lässt noch zu

Die Briefe und Karten

wünschen übrig. Vor allem waren wir mit Post, Nachrichten, Zeitungen usw. diesen Monat denkbar schlecht versorgt. In der Woche eine Zeitung - das haben wir im Westen doch wohl nicht nötig. Aber im Osten gibt es noch schlimmere Dinge. Und nachdem mir ein französischer Schuster Gummisohlen unter meine Kommissstiefel genagelt hat, spüre ich selbst wenigstens nicht die hier klaffende Versorgungslücke. Auch das wird sich einrenken.

Ein Trost in diesem Dasein sind dann die leidlich guten Nachrichten von Eurem Ergehen. Wie freue ich mich, dass es trotz eines neuen sorgenvollen Tages doch langsam, aber sicher aufwärts geht. Was Herbert dann wohl zu dem Brüderchen sagen wird? Möge es Euch allen wieder gut gehen! Grüße auch bitte Frau Hagemann herzlich von mir, sie hat sich wirklich sehr um uns verdient gemacht. Hoffentlich wird's ihr nicht zuviel.

Also auf Wiederhören! Vielleicht kann man nun mal per Postkarte durch Urlauber ein schnelleres Lebenszeichen von sich geben.

Ein herziges Küsschen!

Dein Helmuth

48766/D, 5. 11. 42

Mein Liebling!

Es geht doll her. Vorher einige Wochen ruhige Zeit und jetzt eine Hetzjagd wie noch nie. Es wird das Äußerste von uns verlangt. Von 6 - 24:00 ist man auf der Achse, abends geplagt mit Papierkrieg. Kaum dass man dann noch den vielen Unterricht vorbereiten kann. Und eben nur 1 Offz. in der Einheit. Die erste Urlaubswoche des Chefs ist jedoch schon herum.

Dein letzter Brief kam mit dem von Fritz Kletzsch.. Ich komme zur Zeit zu gar nichts. Auch Dein Päckchen kam. Bitte sende mir doch noch den Wollschal, den ich leider vergaß. Er dürfte im Wäschefach sein. Dazu bitte wieder mal 2 Doppelbeutel Vasenolpuder. Ende November ist ja Päckchensperre. Sogar 100 gr.-Sendungen bedürfen dann der Zulassungsmarken.

Könntest Du die 40,-RM noch an meine alte Feldpost-Nr. absenden? Ich hatte dort doch Neithardts Geburtstagsfeier anschreiben lassen und Dir gleich Ende September noch geschrieben wegen der 40,-RM.

Ich bin in einer Woche völlig ausgepumpt. Man würde diesen Dienst freudiger tun, wenn man nicht die Nächte mit Papierkrieg verbringen müsste. Sankt Bürokratus feiert auch im 4. Kriegsjahre noch Orgien.

Gute Nacht, liebe Agnes!

Dein Helmuth

Die Briefe und Karten

48766/D, am **6. 11. 42**

Mein Liebling!

Heute kam Dein Brief vom 2. 11., 13:00 gestempelt. Ich bin auch heute Abend mal nicht so mit Papierkrieg eingedeckt; es ist erst 22:15. Aber ich will mal etwas eher zu Bett und Dir wenigstens schnell noch vorm Einschlafen ein liebes Wort sagen. Gestern langte es nur zu einem Lebenszeichen. Heute war der Oberst und Regts.-kommandeur bei uns, hat sich überraschend alle Dienstzweige angesehen, war auch in meinem Unterricht. Es gab keine nennenswerten Beanstandungen. Gestern schrieb ich Dir auch wohl schon von der schnellen Ankunft des Päckchens mit Wintersachen. Ich hätte nun wohl alle Deine Sendungen. Du schreibst mir gar nichts von den 40,-RM, die ich Dich bat noch nach 35119/A an mich zu senden.

Hoffentlich bessert sich die Nabelentzündung des kleinen Patienten bald und endgültig. Wie gut, dass Du einen Kinderarzt und noch Hilfe von Frau H[agemann] hast. Ich bin allerdings etwas in Sorge, wie es dann weitergehen soll, wenn Frau H. dir nicht mehr so rührend helfen kann. Möge sich alles noch zum Guten wenden, arme Mutti. Man ist so weit, kann nichts tun und hat kaum Zeit, mal einen anständigen Brief zu schreiben. Ich habe niemandem mehr schreiben können als nur flüchtig an Mutter, Onkel Hedemann und den Lg. präs. [Landgerichtspräsidenten] in Glogau. Morgen ist Samstag, dann noch eine solch böse Woche; am 17. 10. [richtig: 11.] kommt der Chef zurück. Dann bin ich nicht mehr gar so allein mit dem Riesenprogramm an Dienst.

Wie mag es Dir sonst gehen. Das lange Liegen wird Dich arg mitgenommen haben. Und der Kummer mit der Nabelentzündung wird Dich auch nicht unbeeindruckt lassen. Aber Herr Dr. Schnabel hat ja wohl noch Hoffnung, dass der Kleine über diese Klippe hinwegkommt. So wollen wir uns denn man in Geduld fassen. Von Herzen wünsche ich Dir, dass alle Deine Liebesmüh und Plage guten Erfolg haben mögen.

In der Hoffnung auf baldige bessere Nachrichten grüße ich Dich mit einem Küsschen und dem Versprechen, [Dich] nicht gleich wieder so lange auf die nächste Feldpost warten zu lassen
Dein Helmuth

48766/D, vom **15. 11. 42**

Mein Liebling!

Das nennt sich nun Sonntagnachmittag. Es ist 18:00. Heute Abend gegen 19:00 kommt der Abendmelder, er wird wieder allerlei einander überstürzende Befehle bringen. Die nervösen Ferngespräche jagen sich. Man kann uns nicht schnell genug auf die Beine stellen. Eben wird uns zu morgen 10:00 „Besichtigung“ ange-

Die Briefe und Karten

meldet; als ob wir nichts anderes zu tun hätten, als Besichtigungsprogramme zu schreiben. Unangemeldeter Besuch beim Dienst wäre mir z. Zt. lieber. Aber an höherer Stelle weiß man offenbar, dass es dem Landser am wohlsten ums Herz ist, wenn er was zu schimpfen hat. So schimpfen wir halt mal. Das ist fast ebenso wohltuend wie ein befreiendes Lachen. Das Lachen ist uns hier leider vergangen. Diese müden Menschen lachen nicht mehr. Da muss man schon einen sehr dreckigen Witz machen, um diese zusammengetriebene und abgetriebene Horde zum Lachen zu bringen. Es ist erschütternd. Und dabei ist gar nichts auszustehen, was mit Russlandeneinsatz oder sonst einem Einsatz auch nur im geringsten zu vergleichen wäre. Aber ich erlebe es an mir selber, wie man in 14 Tagen seelisch heruntergewirtschaftet sein kann, ohne eigentliche Strapazen oder Kampfeinsatz zu erleben. Die bloße Übermüdung, die ewige Hetzjagd und die Unmöglichkeit, in Ruhe ein paar Zeilen an seine Frau zuschreiben, kann einen sehr bald auf den Hund bringen.

Mit Mühe habe ich Mutter zum 6. November⁹ ein paar Zeilen geschrieben. Aber an die Paten unseres kleinen Neithardt zu schreiben war unmöglich. Mutter und Hilde und wer sonst noch an mich geschrieben hat, möge mich für verschollen halten. Ich lebe nur noch von der Hoffnung, dass der Einheitsführer, dessen Arbeit ich z. Zt. neben meiner speziellen Arbeit mit leisten muss, am Montag oder Dienstag zurückkommt und dass ich dann wenigstens mal einen Abend für mich habe. Dazu muss ich aber heute Abend erst mal packen, weil ich ja in seinem Quartier wohne und ihm dann wieder Platz machen muss. Dass es z. Zt. eben eigentlich nicht angeht, einen Offizier oder sogar Einheitsführer zu beurlauben, geht daraus hervor, dass hier vorerst Offiziere keinen Urlaub bekommen. So habe ich die doppelte Plage, den einzigen bei Erlass dieser Urlaubsbeschränkung schon in Urlaub gewesenen jetzt vertreten zu müssen, aber nicht die Aussicht, nun auch bald in Urlaub fahren zu können.

Und nicht einmal die kleinen Wünsche kann ich Dir erfüllen. An eine Versicherung konnte ich noch nicht schreiben. An Taschenbatterien bin ich noch nicht ran gekommen. Auch sonst ist von hier aus nichts zu machen. Stattdessen hätte ich noch zwei Bitten für die letzte Möglichkeit, im November noch andere als kleine Briefsendungen aufzugeben: ein paar graue (nicht hell silbern glänzende!) Schulterstücke für Offiziere meiner Waffengattung zur Feldbluse, und zwar zum Aufknöpfen, nicht zum Einnähen. Und: Vasenol-Fußpuder.

15. 11. 42

Meine liebe Frau! Nun ist Sonntagabend. Die Unruhe, was der Abendmelder noch bringen werde, ist dadurch behoben, dass er nichts Besonderes gebracht hat, was nicht durch Liegen noch eiliger werden könnte. Ich muss nachher noch packen; aber mit den letzten Unterschriften überkommt einen dann doch mal das Gefühl: Das ist also der Abend, der seit Beginn der Woche mal nicht dem Dienst, sondern der Familie gehören sollte. So will ich mir dann mal Deine letzten Briefe vornehmen und Dir einiges dazu schreiben.

⁹ Geburtstag des verstorbenen Vaters Richard Hoffmann

Die Briefe und Karten

Erst um den 20. Oktober herum konntest Du aufstehen. Schon wieder ein Monat vergangen, wenn Du diesen Brief erhältst! Schon damals schriebst Du von der Versicherung. Du bekamst dann 2 Briefe auf einmal von mir, nachdem wir die neue Feldpost-Nr. hatten. Damals hatten wir mehr Zeit, aber keine gemütliche Bleibe oder einen warmen Raum, in dem man hätte einen Brief schreiben können. Stattdessen wurde am Kaminfeuer abends Skat gespielt. Dann schriebst Du von Neithardts Krankheit und wie es um ihn stand. Inzwischen hattest Du Post von Kummers und Joachim. Dann brachte Mutter Dir am 27. Herbert wieder. Du sandtest mir den Brief von Fritz Kletzsch. Ich konnte ihm noch nicht schreiben. Du willst mir durchaus etwas zu Weihnachten schicken. Ich erwarte aber wirklich gar nichts. Es ist schon viel, wenn du die 40,-RM an meine Anschrift an 35119/A geschickt hattest und mir nur noch die Schulterstücke besorgtest.

Wir wollen dem lieben Gott danken, wenn er uns das kleine Weihnachtsgelchen und die Mutti dazu gesund erhält. Was kannst Du mir schöneres schenken als ein Geschwisterchen für Herbert?! Und nun habe ich sogar schon die ersten Bildchen von Euch, dazu ein paar nette Aufnahmen von Hilde und Herbert. Wer weiß, wo ich Weihnachten bin! Schwerlich in irgendeiner öden Stellung. Wir werden unsere Kräfte im Stellungsbau verströmen und froh sein, wenn wir Licht haben, um am Heiligabend einen Blick auf die Bilder der Lieben daheim tun zu können. Da wird man von selbst bescheiden. Am 4. schicktest Du dann die Bildchen. Du schreibst mir von Dr. Schnabels Verdiensten um Neithardt. Ich bin sehr froh, dass Du an ihm und Helene so große Hilfe hattest. Du batest in dem Brief um Taschenlampenbatterien; aber ich kann Dir noch keine Hoffnung darauf machen. Am 8. erinnerst Du mich an die fällige Korrespondenz. Ich bin aber so ausgepumpt, dass ich erst die Rückkehr von Oblt. Schmidt abwarten muss, ehe ich daran denken kann. Von der Kinderlähmung wusste ich schon bei 35119/A, wo viele Sachsen waren; hatte auch mal unsern Oberarzt Dr. Ringshaus nach den Krankheitssymptomen gefragt, als Du von Herberts Krankheit schriebst. Dieser Kelch wäre erst mal an uns vorübergegangen.

Was der Krieg uns nur noch bringen mag? Rommels Rückzug und die Landung der USA in Afrika können uns nicht überraschen; nur die Stimmung der Italiener scheint in Gefahr. Auch wir spüren etwas von der Spannung; aber unsere vorbeugenden Maßnahmen haben uns eben auch bisher absolute Ruhe gesichert. Was wollen die paysans auch gegen uns unternehmen? Und die Engländer kommen nun erst recht nicht, 1. weil sie Stalin die zweite Front nachweisen können (nämlich in Nordafrika) und 2. weil sie uns nun erst recht gewarnt und auf der Wacht wissen. Uns kann das im übrigen nicht erschüttern. Ein harter Schlag ist nur die Aufgabe Tobruks. Aber man darf nicht vergessen, dass dort von unseren 10 Millionen Soldaten nicht viel mehr als 100.000 Mann, also 1 Prozent, kämpfen. Wenn es überhaupt so viel sind. Rommel hat vielleicht nur 75.000 Deutsche und 75.000 Italiener. Die USA waren ja dumm genug, uns Ihre Absichten schon monatelang wissen zu lassen. Die Beute für unsere U-Boote wird sicherlich beachtlich. Und unsere Luftwaffe wird nun von Sizilien aus eben mal nicht nur gegen Malta eingesetzt werden. Das Auftreten der USA vermindert im übrigen die Gaskriegsgefahr,

Die Briefe und Karten

weil die USA den Gaskrieg nun etwas weniger schüren werden, wo ihnen selbst auch unsere Rache drohen würde.

So, nun will ich aber packen. Sonst beginne ich die Woche und den Besichtigungstag noch müder als den sonstigen Alltagsdienst.

Ein herzliches Dankesküsschen für all die Briefe und Bildchen und viele gute Wünsche für Euer aller Ergehen! Dazu einen sehnsüchtigen Blick aus Tagen der seelenlosen Hetzjagd des Kommissdienstes in ein behagliches Eckchen bei Dir zuhause!

Euer Vati - Dein Helmuth.

48766/D, am **18. 11. 42**

Mein Liebling!

Wie es im Landserleben ist: Bin nun seit gestern Abend mit Lt. Danschke, mit dem ich 1 Jahr zusammen bin, unterwegs, jedoch falsch in Marsch gesetzt und fahre heute Abend erst mal in eine Frontleitstelle in einer uns bekannten „Etappen“-Großstadt. Wohin es dann wohl weitergeht? Vielleicht wieder zu 35119 ??? Hier ist alles möglich!

Allmählich drückt mich die Nichterledigung all der riesigen Korrespondenz doch sehr, vor allem die Gothaer Ausstattungs- und Studienversicherung und die Patenpöste. Aber ich musste nun binnen Stunden packen und habe nun erst mal allerlei Ungewissheit vor mir. Und gerade eben sollte der Oblt. Schmidt zurückkommen, und ich hatte auf ein Verschlaufen gerechnet. Aber der Krieg ist nun doch härter geworden. Noch sitzen wir im Offiziers- oder Soldatenheim, essen zu mittag und trinken Kaffee, während andere mit erhöhter Aufmerksamkeit den „Tommy“ erwarten. Unter Umständen sende ich Dir eine Vollmacht, die Versicherung (etwa nach Beratung mit Herrn Thieme¹⁰) für mich abzuschließen. Gestern bekam ich noch einen lieben Brief von Dir. Hab innigen Dank auch für die 40,-RM, die sicher richtig angekommen sind. Ich sende Dir noch zwei Päckchenmarken für 1 Kunststoff-Fettbüchse, Wollschal und die dicke wollene, aber nur bis zum Knie reichende neue Unterhose; ich habe davon nur die eine, nicht zu verwechseln mit den 2 langen dicken, ferner das heilere der beiden Seidenhemden (Rohseide).

Wie mag es Euch jetzt gehen? Mein Herz ist voll Liebe bei Euch.

Ein Küsschen
Dein Helmuth

[wieder die alte Feldpost-Nr.:] **35119/A, 19. 11. 42**

¹⁰ Gerichtskollege in Bautzen

Die Briefe und Karten

Meine Liebste!

Kam gestern Abend gut wieder hier an und wurde nett aufgenommen. Leider ist auch hier z. Zt. die Aussicht auf Urlaub gering. Vielleicht mal Mitte Dezember auf ein paar Tage zur Kindtaufe. Na, ich bin halt Soldat, und wir sind im 4. Kriegsjahr. Du wirst bei Deiner bewährten Tapferkeit auch nicht gleich wegen des Urlaubs weinen. Die Lage ist eben mal ein bisschen weniger gleichförmig als sonst. Die Hauptsache, unser Weihnachtsengel wird ganz gesund, und der Krieg wird gewonnen. Meine Liebe zu Dir wird nur größer werden. Darum brauchst Du nicht zu bangen.

Neues gab es hier nicht. Ich fand uns allerdings nicht mehr an der alten Stelle. Ob ich Dir von hier aus etwas schicken kann, ist auch sehr fraglich. Vorerst wird es durch Vertretung des Adj[u-tanten]. sicherlich allerhand zu tun geben. Schließlich hat man uns ja nicht umsonst wieder **zurück zu 35119 geholt**. Es geht mir gut, und ich sende Dir aus frohem Herzen manch zärtliches Küsschen. Grüße Herbert und gib Neithardt einen väterlichen Klaps von mir, dem stolzen Vati.

Euer Helmuth

35119/A, am **23. 11. 42**

Meine liebe Agnes!

Es ist gleich Mitternacht. Ich warte als stellv. Adjutant noch auf einen wichtigen und eiligen Befehl, was man so bisweilen beim Kommiss als eilig oder wichtig bezeichnet. Es tut sich auch hier allerhand, so dass für die nötige Spannung reichlich gesorgt ist. Aber es geht mir gut. Leider kommt man nicht zu mancherlei Kleinigkeiten wie Uhrreparatur; Einkaufsmöglichkeit ist sowieso nach dem Totalausverkauf im Westen nicht mehr geboten. Aber man ist wieder mit mehreren alten Bekannten zusammen. Hptm. Gruffke ist allerdings wegversetzt, wie ich Dir schon mal schrieb. Das Zug- und Wandervogelleben hat vorerst noch nicht aufgehört. Das ist wenig angenehm. Aber es gibt ärgere Dinge. Die nächsten Wochen werden arge Betriebsamkeit bei uns sehen. Vorerst mal habe ich wieder große Übung im Packen bekommen.

Beim Kramen habe ich heute alle Fotos mal wieder in Händen gehabt, die sich so seit Kriegsbeginn bei mir angesammelt haben. Herbert ist ein niedlicher Bursche geworden. Von Neithardt kann man sich allerdings noch keine rechte Vorstellung machen. Aber man hat doch seine Freude an einem Foto „Mutti mit Jüngstem“. Was der Krieg Euch noch bringen wird, denkt man dabei. Es ist vorbei mit Blitzkriegepisoden. Aber wir sind eben auch sehr verwöhnt und wundern uns dann gleich gar zu sehr, wenn es mal nicht so wie am Schnürchen geht. In diesem Winter wird man ja nun aus den bitteren Erfahrungen des vorigen Russlandwinters das Nötige gelernt haben; die Russen stellen halt doch eine beachtliche Kampfkraft dar. Luftwaffe und U-Boote haben erst mal üppige Beute an den Küsten Nord-

Die Briefe und Karten

westafrikas; man wird ja sehen, was die Feinde von dort aus insbesondere übers Mittelmeer gegen Italien ausrichten können. Mit Blockade ist nichts mehr zu machen; so versuchen die Briten es mit Bomben. Aber sie werden uns auch damit nicht klein kriegen. Eher nehme ich an, dass sie nach Verlusten von 25 Millionen BRT Schiffsraum allmählich mattgesetzt werden. Wir werden über die sorgenvolle Spannung dieses Winteranfangs eines Tages genauso hinweg gekommen sein, wie wir die Spannung im Winter vor der Maginot-Linie erlebt und überwunden haben.

Jetzt bin ich erst mal infolge der Versetzung ohne Feldpost. Und in den nächsten Tagen werden wir wohl wenig oder keine Gelegenheit haben, Feldpost abzusen-

den.
Umso herziger ist das Küsschen, das ich Dir in dieser hellen Mondnacht sende.
Dir und den Kindern einen zärtlichen Gutenacht-Gruß
Dein Helmuth

35119/A, am **30. 11. 42**

(mit Bleistift: Brief geht zur Beschleunigung durch ein Kommando ins Reich)

Mein Liebling!

Der liebe Gott will uns offenbar an ihn erinnern. Krisenstimmung daheim und draußen. Ich schrieb Dir ja neulich schon, dass wir sehr verwöhnt worden sind in diesem Kriege. Narwik ist gelungen; und [besser: „aber“?] von dem Ausmaß des „Wunders“ vor Moskau und Alexandria, das uns halten und zurückgehen ließ, hat die Masse wenig begriffen. So musste erst ein sichtbarer Rückschlag in Afrika und eine Überraschung am Don-Bogen¹¹ kommen, um uns zu prüfen. Unsere Haltung bei der Truppe ist nach wie vor recht erfreulich; der ernste Hauch ist nur dazu angetan, uns aus Etappen-Minderwertigkeitskomplexen herauszureißen. Rastlose Arbeit, Anspannung aller unserer dünn gesäten Kräfte, Bereitschaft gegen Briten und Aufmerksamkeit gegen Franzmänner halten uns mehr als je in Atem. Und gerade wir bei 48766/D und ich jetzt als stellv. Adj. bei 35119/A haben uns ganz gewaltig ranhalten müssen.

Zum Glück ist die angekündigte Feldpost-Unterbrechung von einer Woche wieder behoben. Ich fand vorhin mehrere Briefe von Mutter und Dir vor (dabei allerdings nicht den, in welchem Du mir sicherlich von Deinem „Zusammenstoß“ mit Prof. Kästner geschrieben haben dürftest). Danach ist daheim bei Euch die Krise um Neithardt und Dich wohl doch noch nicht ganz überwunden. Nabelgeschichte und Erkältung, Schwierigkeiten im Stillen und Deine Beschwerden verlangen gewiss das Letzte von Dir. Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie Dir deine Tage und Nächte in rastloser Anspannung vergehen, zumal es jetzt alles so sehr viel schwie-

¹¹ Einschließung der 6. Armee bei Stalingrad und russisches Vorrücken westwärts über den Don auf dessen ganzer Länge im November

Die Briefe und Karten

riger ist. Und doch vertraue ich Deiner Liebe und Deiner Mütterlichkeit, dass Du auch diese unerhörten Anforderungen meistern wirst.

Die kleinen Hoffmänner, um die Du Dich plagst, sind nun schon fast die letzten ihres Stammes. Nur Friedrich Wilhelm Hoffmann und die Vettern von Herbert und Neithardt sind außer mir noch da. So sehe ich in Dir nachgerade mehr als nur meine Frau und die Mutter unserer Kinder. Du wirst die Ahnfrau der Sippe, wenn ich in diesem Kriege auch noch fallen sollte. Alle Deine Mühe und Arbeit, Deine Last und Plage gilt schon nicht mehr nur dem kleinen Wesen, sondern unseren Sippen. Und sollten die Jungen wirklich nur dem Namen nach Hoffmänner, im übrigen aber unter dem Einfluss Deiner alleinigen Erziehung mehr „Loß“ werden, so kann uns das nur recht sein. Der kleine Neithardt heißt nicht umsonst Fritz¹². So lass Dir denn auch all die Bilder Deiner Lieben, die Dich in der kleinen Wohnung anschauen, gut zureden, brav weiter Deinen schweren Dienst an den beiden kleinen Bürschlein zu versehen. Ich weiß es Dir zu danken und hoffe nur, dass ich heil aus diesem Kriege zurückkehre, um Dir zu vergelten, was Du Liebes an unseren Kindern tatest. Gerne würde ich dir selbst ein wenig tröstend zusprechen nach Deinen bitterlichen Tränen wegen der Thermometer-affäre¹³; aber es bleibt bei meinem guten Willen und einem zärtlichen Küsschen.

Ich kann Dir nicht einmal versprechen, dass ich zur Taufe oder überhaupt demnächst auf Urlaub kommen kann. Die Lage erlaubt es wohl bis auf weiteres nicht. So muss ich Dich denn bitten, mit Gottvertrauen die Entwicklung des kleinen Neithardt abzuwarten und nicht müde zu werden. Du schriebst unterm 25., dass es ihm besser gehe¹⁴, bloß mit dem Trinken gehe es noch nicht recht. Armes Häscherl, es ist nicht leicht für Dich. Und dabei musst Du Dir noch eine kleine Reserve in deinem Herzen sparen für den Fall, dass die augenblickliche militärische Krise nicht so bald wieder Oberflächenglätte bekommt, wie man hofft. Vorläufig scheint es ja, als ob wir zu Weihnachten noch wieder etwas erleichtert aufatmen können. Aber wir werden auch die weitere Prüfung bestehen. Vor Tichwin¹⁵, Moskau und Rostow hat es vor einem Jahr viel schlimmer gestanden! Was ist gut - tapfer sein ist gut. Sagten die alten Griechen. Seien wir tapfer, liebe Agnes; das sind wir Vätern, Müttern und Kindern schuldig.

Meine Korrespondenz liegt völlig im Argen. Ich habe aber an Joachim und Kletzsch geschrieben und will in dieser Woche noch die Versicherungsvordrucke ausfüllen. Es sind doller Wochen, in die ich hier wieder reingeschneit bin. Dafür wohne ich aber nett, über dem Geschäftszimmer (meinem Arbeitsraum).

Deine Weihnachtssendungen werden mich genauso erreichen wie die noch (an) 48766/D gesandten Briefe. Die ersten von dort habe ich schon nachgesandt bekommen.

¹² wie sein früh verstorbener Onkel Fritz Loß

¹³ Neithardt in Lebensgefahr durch schadhafte Badethermometer

¹⁴ in Wirklichkeit hatte ihm das zu heiße Bad wahrscheinlich das Leben gerettet

¹⁵ Schlachtort in entscheidender Phase des (am Ende festgefahrenen) Vorstoßes auf Moskau

Die Briefe und Karten

Gestern war 1. Advent. Man denkt noch so gar nicht an Weihnachten. Und stattdessen schleppt man sich mit bösem Gewissen, dass man so selten nur anständig geschrieben hat. Aber nun ist die Feldpostverbindung auch zu uns wieder gesichert; immerhin ist es Mitternacht geworden, ehe ich diesen Brief beginnen konnte. Wir wollen die Lage nun mal nüchtern betrachten: Überlege Dir rechtzeitig, ob Du Mutter zu Weihnachten zu Dir bitten willst. Ich kann es Dir nur raten. Und Mutter wird tun, was sie irgend kann. Ich werde nicht kommen können und bitte Dich nur inständig, trotz dieser meiner Unabkömmlichkeit unserm Herbert mit ein klein wenig Freude ein Tannenbaumlichtlein anzuzünden. Wenn es Dir gar so schwer fallen sollte, zum ersten Mal so ohne mich zu sein, so bitte eben rechtzeitig Mutter, Dich zu besuchen - falls nicht jemand anders in Frage kommt. Wir wollen uns das Herz nicht unnötig schwer machen. Du weißt, dass es mir auch nicht leicht sein wird, zum ersten Mal zu Weihnachten nicht daheim zu sein. Aber wir teilen dieses Geschick mit Millionen übriger Deutscher; wir wollen uns vor diesen nicht schämen müssen. Ja, es sieht sogar so aus, als ob ich Dir und den Kindern nicht einmal ein Päckchen senden kann. Aber auch das müssten wir ertragen. Das Land hier ist ausgepowert; ich fahnde noch nach irgendeinem Zufallskauf. Mich drückte es sehr, weil man in der Heimat immer noch denkt, hier gebe es allerlei. Vor allem der Junge, der nicht lesen kann, müsste etwas Sichtbares haben. Mir fallen nur die Bleisoldaten im Bücherschrank rechts unten hinten in der Zigarrenkiste ein. Leider habe ich auch gerade jetzt wieder gar so wenig Zeit. Man ist dauernd an den Fernsprecher angebunden. Na, mal sehen.

Sonst geht's mir gut. Bin halt, was Vertretung anbetrifft, mal wieder vom Regen in die Traufe gekommen. Leider darf man nichts ausplaudern. Später mal wirst Du Dich weniger über mein Hin und Her zwischen Dienststellen und Landschaften wundern. Meine Liebe aber ist stetig, arme kleine Mutti. Möge es Dir nun endlich energisch besser ergehen mit dem kleinen Neithardt.

Gib Herbert ein Küsschen von mir; Vati kann leider so bald noch nicht auf Urlaub kommen, auch nicht auf Sonderurlaub.

Dich, liebste Agnes, küsse ich in inniger Umarmung mit einem herzlichen Küsschen, als Dein Dir immer dankbarer
Vati/Helmuth

35119/A, Feldpostkarte, **6. 12. 42**

L. A.

Es ist zweiter Advent, früh 6:00. In einigen Minuten geht die Feldpost ab. Deshalb schnell nach durchgearbeiteter Nacht ein Lebenszeichen mit besonderem Dank für die 2 Päckchen mit Butterdosen, Schal, Süßem und Büchern. Die Liebesgaben werden mich Weihnachten erfreuen. Auch die 100,-RM sind da. Habe schon eine andere Feldbluse für 23,-RM. Koppens Paket ist ja herrlich für Dich. Lade Dir bit-

Die Briefe und Karten

te Weihnachtsbesuch ein! Ich werde leider nicht kommen können; demnächst mehr. Für heute viel liebevolle Grüße aus arbeitsreicher Zeit!
Dein Helmuth

(Antrag auf 4.000,- RM Kinderversicherung ist abgegangen. - H.)

35119/A, am 7. 12. 42 [kurz vor der Abfahrt?]

Meine liebe Agnes!

Leutnant Beck, unser Adjutant, ist wieder da. Damit ist eine Serie arbeitsreicher Tage mit sehr wenig Schlaf erst mal wieder überstanden. So was gibt's nicht alle Tage. Aber es war interessant und wird auch in Zukunft noch allerhand Abwechslung geben. Leider dürfen wir in den nächsten Tagen oder Wochen nur Postkarten schreiben. Das erleichtert natürlich den Feldpostzustellern die Arbeit. Aber es ist für Dich natürlich nicht schön, zu Weihnachten und Neujahr keinen Brief von mir zu bekommen.

Zu Deinen Briefen von vom 30. 11. und 2. 12. noch kurz einiges: **Ich bleibe bei 35119/A**. Leider kam ich noch nicht dazu, an Dr. Schnabel und Frau Hagemann zu schreiben. Ich bin aber ordentlich beglückt, wenn Du mit Herbert ein bisschen nett was machst; ich kann mir denken, dass er gern mit backt. Die Plätzchen schmeckten aber auch sehr gut. Und sogar etwas Schokolade spendetest Du. Wir leben ja gut; aber Schokolade gibt's in dieser Gegend nicht. Auch einen Adventskranz besorgtest Du. So kann ja dann Weihnachten kommen. Koppes Paket ist famos. Aber es steht nun leider fest, dass ich in den nächsten Wochen und Monaten nicht zu Euch kommen kann. Also lade man Gäste ein. Kletzsch hat mir geschrieben. Na, so hätte ich ja wenigstens die Patenfrage angeschnitten, und Joachim wird hoffentlich auch zusagen. Auch den Versicherungsantrag habe ich in aller Form gestellt. 4.000,-RM, zahlbar nach 21 Jahren, also wenn Neithardt RAD [Reichsarbeitsdienst] und Wehrdienst hinter sich hat. Erste Zahlung mit Kriegerzuschlag wird an 100,-RM kommen, die späteren ca. 50,-RM im Vierteljahr.

Dass Du Esswaren wegschicktest, gefällt mir nicht. Aber nun ist es zu spät, um auf Dein Liebesgaben-herz einzuwirken. Über den Löffel für Jürgen¹⁶ freue ich mich; Du wirst in Zukunft noch mehr als bisher in meinem Namen mit der Verwandtschaft verkehren müssen. Auch den Versicherungsschein quittiere bitte. Ich habe an Hausmann geschrieben, dass Du Vollmacht hast, ihn in Empfang zu nehmen und zu quittieren. Man gut, dass Du ein bisschen selbständig bist. Es ist wirklich famos, nicht von solchen Sorgen betrübt zu sein, dass Du daheim mit den Buben unter den Schlitten kommen könntest. Aber schade ist es doch, dass ich nicht zur Taufe kann. So kann ich Dir nur eben noch schreiben, dass ich Dir von Herzen

¹⁶ ältester Sohn seiner Schwester Milly

Die Briefe und Karten

wünsche, dass der Herrgott gerade Neithardt, unser Kriegskind, behüten und führen möge.

Und dann wünsche ich Dir auch ohne mich ein paar nette festliche Tage zu Weihnachten. Ich bin gespannt, wie sich unser Weihnachten gestalten wird. Meine Gedanken werden bei Dir sein, ich werde ein bisschen Heimweh verspüren; aber im übrigen sind wir nun einmal Soldaten, und der Krieg ist härter geworden. Da muss halt auch unsere Familie den Beitrag leisten, den andere schon seit Jahren zollen. Also ein besonders zärtliches Küsschen, liebste Frau, in Dein Weihnachtszimmer. Meine Liebe ist bei Dir, so bist Du doch nicht ganz allein. Schau die beiden Buben an und freue Dich an ihnen. Gib ihnen ein Küsschen vom Vati! Jedes Lichtlein sei ein Freudenschimmer in Dein Mutti-herz und ein dankbares Streicheln von Deinem Mann.

Ich bedauere nur, dass ich Dir gar nichts schicken kann, wohl nicht mal mehr einen Brief. Ich sende Dir noch die neuen Beihilfegrundsätze. Herr Thieme wird Dich sicher gern beraten. So, und nun ein herziges Küsschen, liebe Agnes,
Dein Helmuth

35119/A, Feldpostkarte, **9. 12. 42**, [mit Poststempel erst vom 5. Januar 43: „Königszelt – bedeutende Porzellanerzeugnisse“, wohl Meißen, s. u.]

Meine liebe Agnes!

Nach der Betriebsamkeit der letzten Tage ist nun seit der Rückkehr des Adjutanten wieder etwas Ruhe. Gut ausgeschlafen genießt man ein paar schöne Tage. Die Sonne wärmt ordentlich. Na, und auf den Kriegsschauplätzen scheint nach den Intermezzos von Nordafrika und Don-Bogen [Stalingrad ein „Intermezzo“?] auch eine gewisse Konsolidierung eingetreten zu sein. So wird die Heimat das Weihnachtsfest hoffentlich ohne besondere Sorgen feiern können. Der Führer wird's schon schaffen. Ich bin sehr froh, dass der kleinen Neithardt allmählich aus seiner bösen Nabelgeschichte herauszukommen scheint. Danach wirst Du es auch bald besser haben.

Ob Du meinen Weihnachtsbrief vom 6. oder 7. bekommen hast? Einen Brief habe ich einem nach Meißen kommandierten Soldaten mitgegeben [s. aber auch Poststempel dieser Karte!]. Jetzt aber dürfen wir wohl vorerst nur Postkarten schreiben. Auch diese postarme Zeit wird vorübergehen.

Wann wohl die Kindtaufe sein wird? Wie schade, dass ich den Kleinen noch nicht zu sehen kriege. Aber ich schließe ihn ebensogern in mein Herz wie Dich und Herbert. - Vielleicht kann ich Postkarten wenigstens auf schnellerem Wege zu Dir befördern lassen.

Frohe Weihnachten wünscht Euch allen in herzlicher Liebe aus der Ferne
Euer Helmuth

Die Briefe und Karten

35119/A, Feldpostkarte, **14. 12. 42**

Meine liebe Agnes!

Der Weihnachtspostverkehr mit Postkarten ist entschieden gar nicht so einfach zu bewerkstelligen. Alles bemüht sich, auf Umwegen schneller Post heim zu befördern. Ich bin nur froh, dir neulich ausführlich geschrieben zu haben. Hoffentlich hast du durch Gäste etwas liebe Abwechslung. Es ist mir doch recht schmerzlich, so gar nichts recht eigentlich Persönliches zu Weihnachten in Deinen Händen zu wissen, nicht einmal etwas Spielzeug für Herbert. Die Schuhchen mit den Innen-Pappsohlen taugen gerade noch zum Tauschen. Aber darauf kommt es ja nicht an.

Ich habe gestern und heute nach langer Unterbrechung mal wieder im Gelände, auf sandigen Feld- und Waldwegen mein braves Ostpreußenpferd, die „Ostsee“, allein und mit Kameraden geritten und im Angesicht der Landschaft ebenso liebevoll an Dich gedacht wie jetzt, wo draußen der zunehmende Mond bei herrlichem Wetter in unser Soldatendasein scheint. Ich habe so viel schöne Kiefern gesehen, dass ich schon mal auf den häuslichen Tannenbaum verzichten kann. Wir sind gut versorgt, auch mit Trinkbarem, so dass es uns zum Fest an nichts fehlt. Wie mag es aber bei Euch aussehen? Hoffentlich geht es Neithardt nun endgültig besser. Gib Herbert zum Lichterbaum ein Küsschen vom ach so fernen Vati und sei gewiss, dass ich mit ganzem Herzen Sylvester an Euch denken werde, mit lauter liebevollen Wünschen zum neuen Jahr. Möge es uns den Endsieg bringen!

In treuer Liebe!
Dein Helmuth

35119/A, Feldpostkarte, vom **17. 12. 42**

Liebe, gute Agnes!

Die Zeit des Postkartenschreibens aus militärischen Gründen geht ihrem Ende zu. Ich habe heute angefangen, meinen Sammelbrief an Dich zu schreiben, der Dich durch größere Ausführlichkeit hoffentlich ein wenig für die Dürftigkeit der Postkarten entschädigen wird. Vor allem dürften die Postkarten infolge der umständlichen Wege und Postkontrolle Dich auch ziemlich spät erreicht haben, soweit ich sie nicht durch Urlauber oder Kommandos schneller befördern lassen konnte.

Aber es wird Dich beruhigen zu wissen, dass es uns bei gutem Wetter sehr gut und munter geht. Ich schrieb auch an Dr. Schnabel einen Dankesgruß. Leider weiß ich Frau Hagemanns Anschrift nicht genau. Auf Wiedersehen!
Dein Helmuth

Die Briefe und Karten

Im Osten, am 18. 12. 42, „Nr.1“

Meine liebe Agnes!

„Denkt ausnahmslos, Mann und Weib, nur daran, dass in diesem Krieg Sein oder Nichtsein unseres Volkes entschieden wird. Und wenn ihr das begreift, dann wird jeder Gedanke von Euch und jede Handlung immer nur ein Gebet für Deutschland sein“ (Schlussatz aus der Führerrede vom 8. 11. 42).

Es ist nun so weit, Dir, liebe Frau von unserer Frontveränderung mitzuteilen. Vielleicht hat Dir ein versehentlich aufgetauchter Poststempel oder eine Mitteilung von Mutter die erste Nachricht gebracht; ich konnte ihr nur schreiben, dass ich Dir erst nach Sylvester davon Kenntnis geben würde. - Wenn ich ehrlich sein soll, so muss ich gestehen, dass mir mit dem Frontwechsel ein stiller Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Ich habe da nun Dir gegenüber ein etwas schlechtes Gewissen; aber wenn Du mit mir fühlst, so wirst Du in einem kleinen, aber gewiss hellen Winkel Deines großen Frauenherzens das Verständnis für diesen stillen Herzenswunsch entdecken und mir diese Einstellung nicht übelnehmen. Man hat uns im Westen, und besonders bei bodenständigen Formationen, zuvor gepredigt, wir brauchten keine Minderwertigkeitsgefühle zu haben; aber man ist halt doch zu sehr Soldat seines Volkes, als dass man als Offizier dort - selbst in aufreibendem Dienst - Befriedigung fände. Man muss nicht ehrgeizig oder ruhmstüchtig sein, um sich vom Westen hinweg zu sehnen. Man möchte einfach auch mal dort eingesetzt sein, wo Entscheidungen mit der Waffe erzwungen werden. Kommt man lebend zurück, so war man wenigstens dabei. Und sollte ich hier auf dem Felde der Ehre bleiben, so können unsere Jungen dereinst sagen, dass ihr Vater dort gefallen ist, wo der Krieg um das Dasein des Volkes am blutigsten und bittersten war.

Für Dich, liebste Agnes, beginnt damit nun allerdings eine schwere Zeit des Bangens um den Mann und Vater der beiden Buben. Aber Du teilst dieses Geschick mit Millionen Frauen, Müttern und Bräuten. Ich will Dir ein tapferes Herz für diesen zweiten Teil unseres Kriegserlebens wünschen. Möge Dir das Schlimmste erspart bleiben! Vor allem erhalte Dir Deinen Frohsinn für die weitere Erziehung unserer Buben und lass Dich nicht von der Sorge um mein bisschen Wohl und Wehe, von dem Bangen um die Feldpost und von der mutmaßlichen Kriegsdauer unterkriegen. Der liebe Gott hat uns so schön durch die ersten drei Kriegsjahre geführt, dass wir ihm dankbar sein wollen und nicht mit ihm hadern sollten, nachdem wir nun mehr als bisher an den Sorgen des Führers und am Daseinskampf unseres Volkes Anteil nehmen. Vor allem möge Dich nie der Gedanke beschleichen, dass wir uns unter diesen Umständen mit einem Kinde hätten begnügen sollen. Gerade wo ich jetzt als vorletzter Hoffmann meiner Generation in die Lücke trete, die der Heldentod von Ernst und Rudi Hoffmann gerissen hat, will es mir scheinen, als ob es eigentlich sehr beruhigend ist zu wissen, dass noch rechtzeitig mehrere Jungs von uns das Licht der Welt erblickt haben, im ganzen wohl fünf. Rudis Witwe erwartet noch das zweite Kind; da haben wir es wahrlich besser.

Die Briefe und Karten

Du fragst nun vielleicht, warum ich Dir erst aus dem Osten davon Mitteilung mache. Aber es wäre vielleicht für unseren Säugling nicht gut gewesen, wenn ich Dir eher als nötig geschrieben hätte, dass ich nun auch nach Russland komme. Ich weiß das nun schon seit genau einem Monat. Meine Division holte mich nämlich von 48766/D eben deshalb zurück zu 35119/A, weil wir in den Osten abrücken sollten. Ich habe dann in besonders arbeitsreicher Zeit bis zum Tage vor der Verladung den Adjutanten vertreten, als wir nun schwer umbewaffnet und für Russland ausgerüstet wurden. Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir mitteilen, dass ich in meiner alten Funktion [- und] dank der Umbewaffnung [-] nicht als Infanterist Dienst tun werde, sondern normalerweise im Einsatz auf Gefechtsständen meiner Waffenart stecken werde. Pfarrer Ludwig wird Dir das von seiner Waffe her erklären können. Näheres darf ich nicht mitteilen. Nur eins noch: Am 10. 12. früh gegen 6:00 bin ich auf der Bahn hinter unserer Wohnung durchfahren. Wir denken, dass wir zu Weihnachten eingeladen werden.

Wegen der Läuseverschleppung gibt es auch für Offiziere nur Holzklasse. Die Heizung hat bisher funktioniert. Bei längerer Abstellung haben wir Ofenheizung im Abteil. Es geht alles. Wir werden uns nach unseren Wohnwagen gewiss noch einmal sehnen. Man kann auch mit wenig Raum wochenlang leben. Decken, Waschschüsseln, Pelzwesten mit Ärmeln und kompl[ette]. Winterbekleidung - alles ist da. Wir haben es gut. Nachts hat jeder eine viersitzige Bank und einer eine San[itäter].-Krankentrage zwischen den Bänken. Im übrigen weiß man sich als Landser zu helfen. Ein großer Transport mit Feldpost ist unterwegs, sodass wir wenigstens zu Sylvester mit Post rechnen dürften. Man hat uns rechtzeitig in Marsch gesetzt, so dass wir uns noch gut an die Kälte gewöhnen können. Wir hatten tagelang herrliche Sonne; und erst gestern Abend ist etwas Schnee gefallen, etwa 1-2 cm nur.

Einen Tipp über unser Reiseziel kann Mutter Dir geben. Ich habe sie immer leidlich auf dem laufenden gehalten, so weit man es schreiben darf. Sie hat auch schon vor einiger Zeit meinen Offizierskoffer und dann ein Päckchen geschickt bekommen, in welchem der Kofferschlüssel und mein goldener Ring steckt. Ich habe jetzt eine Holzkiste mit zwei Schlössern und den Wäschesack. Ich habe das Gepäck sehr sorgfältig ausgewählt und trotzdem noch sehr viel mit. Hoffentlich geht es nicht durch die Russen verloren oder wird durch Pferdeausfälle unerreichbar. Ich trage ein Paar Kommissstiefel, in denen ich zwei Paar Strümpfe und zwei Einlegesohlen tragen kann. Dazu eine Feldbluse, unter der ich Strickjacke und Pelzjacke tragen kann. Da haben wir es doch besser als die Kameraden 41/42. Fausthandschuhe, mehrere Kopfschützer und ein darüber passender Stahlhelm - alles ist da.¹⁷ Deine Päckchen mit den Fettbüchsen kamen noch rechtzeitig. Den Inhalt habe ich dann allerdings als Adventsgruß verschickt, weil ich die Büchsen brauchte. Vorgestern habe ich sogar mal 1/2 Pfund Butter eingehandelt. Sobald die Feldpost funktioniert, bekommst Du 100,-RM, die ich z. Zt. übrig habe. Ich habe sie schon dem Oberzahlmeister gegeben.

¹⁷ Dazu, wie unzureichend solche Ausstattung für den russischen Winter in Wirklichkeit war, s. o. S. 29 (Anmerkung)

Die Briefe und Karten

Von der Fahrt könnte man schon allerlei berichten. Verbrannte Dörfer haben wir noch nicht gesehen. Wohl aber haben wir vom Abteilfenster aus schon gestaunt über die Entfernungen zwischen den armseligen Ortschaften. Na, und als besondere Freude gab es die Erleichterungen in der Verdunkelung. Wir haben Karbidlampen und Kerzen; aber keine Vorhänge.

Übrigens wird Muttel Dir später den Offizierskoffer senden. Im Hauptfach (nicht Einsatz) ist obenauf etwas gebrauchte Wäsche. Im Koffereinsatz ist die Zeltbahnfeldbluse, die des Waschens dringend bedarf; sonst riecht alles nach dem Speck wie dreckige Wäsche. Im ganzen Koffer ist nichts, was Du brauchen könntest, insbesondere keine Taschenlampenbatterien, höchstens etwas Seife. Es lohnt daher kaum, den Inhalt auszupacken. Der Koffer könnte also in Görlitz bleiben - wenn ich nicht die Hoffnung hätte, mal auf 20 Tage in Osturlaub heim zu kommen.

Der Zug fährt weiter. Deshalb erst mal Schluss mit einem liebevollen Küsschen! -
Dein Helmuth

19. 12. 42 - Soeben hörten wir nach Tagen, in denen uns nur einmal eine Art Soldatenzeitung geboten wurde, um 20:00 den Wehrmachtsbericht. Wir haben mal wieder mehrere Stunden Aufenthalt. Ich schreibe bei mäßigem elektrischen Licht und Radiomusik in einem Wartesaal, den das Rote Kreuz zur Verpflegungsstation, Wärmehalle und ähnl. ausgebaut hat. Die zusätzliche Suppe ist famos für unsere Männer. Überhaupt staunen wir, was das Rote Kreuz und die Reichsbahn hier schon organisiert haben, oft unter schwierigsten Verhältnissen. Im Generalgouvernement, im anschließenden rumänischen Interessengebiet und in der Ukraine sah man sehr viel Hilfsvölker im Bahn- und Bahnsicherungsbetrieb, in der Ukraine sehr viele Frauen als Reichsbahnarbeiterinnen. Alles handelte und feilschte um Streichhölzer, Zwirn, Seife oder olle Klamotten gegen Butter, Äpfel oder gar Geflügel. Hier lässt das nach. Verblüffend wenig Zerstörungen sahen wir bisher, vor allem sind die Dörfer in der Ukraine, die man von der Bahn aus sah, total unzerstört. Dörfer, sogar mittlere Städte, sehen sämtlich so aus, wie wir uns „polnische Wirtschaft“ vorstellen. In der ganzen Ukraine sahen wir noch keine Kirche. Geradezu unheimlich sind die Ausmaße der zwischen den Dörfern liegenden Riesenerfelder, teils noch Stoppeln, offenbar viel von Mais, teils schon mit Traktoren umgepflügt und daher wirklich schwarz (Schwarze Erde!). So weit das Auge in der meist flach-hügeligen Landschaft schauen kann, solche Riesenerfelder, wie man sie sich unter USA-Verhältnissen vorstellen kann bei uns nicht einmal auf Rittergütern kennt. Gar kein Wald, nur kleine Gehölze zum Schutz der Dörfer und Bahndämme gegen Wind und Schnee. Zwischen den Feldern in den Senken oft grotesk eingeschnittene Wasserabflussrinnsale, deren Ufer unter der schwarzen Oberschicht gelbe Böden erkennen lassen. Im Generalgouvernement gab es mehr Wald und auch mehr Sand. Man kann sich ja nicht vorstellen, wie diese Riesenerflächen ohne Leibeigenschaft oder Kollektivarbeit und ohne Traktoren je bewirtschaftet werden könnten. Kleine Felder von ca. 1-3 Morgen gibt es nur bei den Dörfern hinter den Häusern, offenbar das, was man bei unseren Gütern als Deputatsland

Die Briefe und Karten

kennt. Die Häuser sind meist so im Viereck gebaut, dass der Schornstein in der Mitte sitzt, der Dachfirst entfällt und das Dach, meist aus Stroh, seltener aus Ziegeln oder anderem Material, von oben so aussieht: [Zeichnung]. Gartenzäune sind eine Rarität, vielleicht nur wegen des Holz Mangels. Die meisten Häuser haben irgendeinen Farbanstrich, wirken aber mit den Nebengebäuden, deren Winzigkeit uns unerklärlich ist, auf uns nur als Bruchbuden. Die Bevölkerung trägt Winterkleidung und wirkt darin ganz so, wie man sie sich vorgestellt hat, für unsere Begriffe zerlumpt. Die Ukrainer erscheinen aus der Gefangenschaft entlassen, man sieht viel Männer. Es hatte ebenso wie in Mitteldeutschland schon mal Schnee gegeben, z. Zt. ist jedoch nur leichter Frost, heute sogar Tauwetter mit ein paar Regentropfen. Und im vorigen Jahr haben unsere Truppen Rostow nicht halten können, weil die Fahrzeuge und Panzer über Nacht festgefroren waren und dann alles im Winter erstarrte. Solch plötzlicher Wechsel ist auch hier jetzt wohl zu erwarten. Schließlich ist morgen der 4. Advent.

Man versucht sich vorzustellen, wie es da bei Dir zu Hause zugehen mag. Herbert wird gewiss mal nach dem Tannenbaum und dem Vati fragen. Es ist schmerzlich und bringt einem fast etwas Heimweh bei, sich ausmalen zu müssen, wie Du den Buben schweren Herzens ablenkst oder ihm zuredest, vielleicht gar ohne Erfolg. Solange wie Vati bisher jeweils Urlaub hatte, solange etwa dauert künftig allein schon die Fahrt von der Front zu den Lieben daheim. Wenn die Liebe mit der Entfernung wachsen würde, so würde man vor Sehnsucht schier vergehen; aber der Kommiss sorgt für Abwechslung, Ablenkung und voraussichtlich auch schon bald für Strapazen, die einen schon genügend mit sich selbst beschäftigen.

Bisher ist es wie eine KDF-Reise mit wenig Geld im Zwischendeck mit Holzklasse, allerdings ohne Weiblichkeiten. Alle 4 Tage bin ich Transportführer vom Dienst. Da gibt es allerlei zu bedenken, zu organisieren und auch mal weniger zu schlafen. Aber was ist das schon? Wir werden dann nach dem Ausladen ganz andere Dinge erleben, sind allerdings durch eingehendes Studium des dicken „Taschenbuchs für den Winterkrieg“ auf allerlei gehörig vorbereitet. Wir sind ja durch die dichte Besiedlung der mitteleuropäischen Kriegsschauplätze und sonstigen Quartierräume sehr verwöhnt. Aber was andere geschafft haben, werden wir auch schaffen. Und nun haben wir auch unsere soliden deutschen Waffen, haben uns auch allerlei Spezialgerät mitgebracht, Handwerkszeug, Öfen, Schlitten und Holz. Ich bin froh, wieder das brave Pferd zu haben, das ich gerne im Westen geritten habe. Hoffentlich kommt genug Futter für die guten Tiere ran. Schon die Wasserversorgung für die Pferde kann leicht problematisch werden. Nun, man wird sehen. Das russische Alphabet kann man nun auch, so dass man wenigstens Ortsnamen entziffern kann, sogar aussprechen. Auch die Zahlen 1-10 sitzen schon. So wechselt man in die neue Front hinein. Allmählich kommt dann etwas von der Spannung davor, wo es nun eigentlich hingehet, ob wir gleich eingesetzt werden usw. Da heißt es halt Geduld üben.

Von der deutschen Fahrdienstleitung höre ich, dass wir noch länger warten müssen. Auch erzählte man uns, dass man im Herbst von hier in 4 Tagen als Urlauber in die Heimat reiste, eine fabelhafte Zeit im Vergleich zu unserer Fahrdauer.

Die Briefe und Karten

Für heute will ich erst mal wieder schließen. Es ist doch sehr laut und lebhaft um mich. Meine Gedanken suchen Dich jetzt im Sessel mit dem kleinen Neithardt an der Brust. Herbert schläft gewiss schon. Wann ich wohl mal wieder daheim vor-gucken kann?! Und sollte es nie mehr sein, so behüte der liebe Gott Dich und die beiden Buben und beschere Dir so viel Freude an und mit ihnen, dass Du auch ohne mich ihnen eine rechte deutsche Mutter sein kannst.

Eine Gutenachtküsschen, liebste Frau!

Dein Helmuth

20. 12. 42 Sonntag

Wir stehen auf einem riesigen Abstellbahnhof 30 km von der Ausladestelle und harren der Abholung; sicher werden wir erst morgen ausladen. Der Himmel ist bedeckt. Auf dem Boden ist wechselnd Glatteis mit Tau. Hier ist eine Frontleit-stelle, bei der ich vielleicht diesen Brief loswerden kann. So würdest Du zum Jahreswechsel vielleicht schon diesen Brief haben. Wer von uns wird da nicht an seine Lieben daheim denken!? Meine treuen Wünsche begleiten Dich über die Schwelle des Jahres. Gib Herbert ein Küsschen vom fernen Vati und grüße Deine Besucher herzlich von mir. Mutter und Hilde sind gewiss bei Dir. Sie werden mir nicht böse sein, dass ich seit Anfang November (Vertretung eines Chefs beim Aufbau einer Einheit) nicht mehr geschrieben habe. Unterwegs sahen wir haushohe Berge von Feldpostsäcken. Ob etwas für uns dabei ist? Wir sind noch Hunderte von km weit vom Schuss. Aber die Tage sind kurz, von 6:45 Uhr bis 15:00 Uhr ist Tag. Mal sehen, wie es da mit Schreiben wird.

Alles Gute für Euer ferneres Ergehen! Ob 1943 uns den Sieg bringt? Man wagt es kaum zu hoffen. Aber der Führer wird es schon schaffen.

In treuer Liebe küsst Dich

Dein Helmuth

35119/A, Feldpostkarte, im Osten, **26. 12. 42**, „Nr. 2“

Liebe Agnes!

Meinen langen Brief vom 19. hast Du wohl bekommen! Bitte alle Post numme-rieren! Diese Karte hat also „Nr. 2“. Weihnachten nun doch kein [?] Schnee [?], aber unter so ganz anderen Verhältnissen. Wir haben es wider Erwarten doch noch im Zug gefeiert. Tannenbäumchen, Weihnachtslieder und Schnee [?]. Welch ein Leben tut sich nun hier auf! Wir sind natürlich gespannt, was uns bevorsteht, liegen aber vorläufig noch fest. Es geht mir gut. Aber so leicht wie bisher ist es nun nicht mehr. Aber dazu sind wir Soldaten. Am Heiligabend habe ich als Knecht Rupprecht mit einem 3-Seiten-Gedicht aufgewartet. Ich denke liebevoll an Euch. Feldpostversorgung ist denkbar schwach. Also bitte Geduld haben!

Mit herzlichem Küsschen grüßt Euch

Dein Helmuth

Die Briefe und Karten

35119/8, **29. 12. 42**, „Nr. 3“

L. A.!

Kälte, aber wenig Schnee und zwei Marschtage liegen nun schon hinter mir. Und heute bin ich nun ganz überraschend mit kleinen Teilkraften herausgezogen zur vorübergehenden Verwendung bei einer verbündeten Macht. Ist das ein Krieg! Weihnachten war prompt erst Ausladen. Wie schnell sich das persönliche Ergehen ändern kann! Unser Verband ging nun schon langsam in Gegenangriffshandlungen über.

31. 12. Mein Sonderauftrag 50 km hinter der wechselnden Front ist erledigt. Ich eile nun nach vorn, meiner Truppen nach. Es ist vorn wenig los; aber zu tun gibt's sicherlich. Feldpostversorgung in beiden Richtungen vorläufig ganz unsicher. Also bitte nicht vorzeitig die Geduld verlieren, der liebe Gott wird uns weiter helfen.

Ein Küsschen zum neuen Jahr und ein Gebet für Euch, meine Lieben, zum Herrgott.

Und nun zur Front!

Dein Helmuth

7. 1. 43, „Nr. 4“

Meine Liebe Agnes!

Noch immer ohne Ungeziefer bis auf ein paar Flohstiche an den Händen, die von einer Hauskatze herrühren dürften - noch immer regelmäßig gepflegt und warm gekleidet, ja sogar mal mit etwas zusätzlichem Geflügel oder Hammel bedacht - abends immer Unterschlupf unter einem Dach um einen der riesigen russischen Öfen, Geld in Hülle und Fülle. Kurzum, das grausige Antlitz des Ostkrieges hat uns noch nicht angeschaut. Und doch haben wir am 27. 12. 42 12 Kameraden bestattet, die bei einem Bombenangriff auf eine Art von [?] Bahnhof¹⁸ ihr Leben gelassen haben. Um mich herum sah es böse aus, aber ich habe nur eine Glassplitterverletzung auf dem Kopf, habe die fesche Brille eingebüßt und den Wäschesack mit Gummistiefeln und eine Garnitur Wäsche zerfetzt bekommen. Die Tage und Nächte danach gab es harte Märsche von ca. 25 km bei z. T. ca. [minus] 25 Grad Celsius. Das Eis stand in den Stiefeln; so was habe ich noch nicht erlebt. Wir hatten aber nur verhältnismäßig winzige Ausfälle durch Erfrierungserscheinungen. Gegen Mitternacht oder 5:00 waren wir dann doch immer in einer Stube - soweit wir nicht Posten stellen mussten. Nach 2 Tagen übernahm ich ein Sonderkommando in einer nahen Stadt, das aber nach zwei Tagen zu ende war. Da habe ich dann Sylvester doch bei meiner Einheit verbracht.

¹⁸ dem Ausladebahnhof als vorrangigem Bombenziel?

Die Briefe und Karten

Na, und im neuen Jahre sind unsere Einheiten nach kleinerem Umherziehen doch schon bald zum Schuss gekommen. Ich selbst bin zur Zeit noch nicht recht von diesem Krieg befriedigt, weil es für mich noch keine rechte Verwendung gibt. Es ist ein Krieg ganz besonderen Stiles; größere Feindkräfte sind bisher gar nicht aufgetaucht. Dafür gibt es Kampf mit schlechten Straßen, Glatteis, Tauwetter und allerlei Ungewohntem. Und - die Feldpostversorgung ist halt schwierig. Seit dem 7. 12. habe ich nun keine Nachricht von Dir; wie gut, dass ich Euch ungefährdet weiß. Umgekehrt wirst Du bisher nur sehr unregelmäßig von mir Post bekommen haben. Dieses ist der erste Brief nach dem Sammelbrief, soweit ich mich erinnere. Dazwischen habe ich nur auf gut Glück Postkarten als Lebenszeichen schicken können, etwa 3 oder 4. Aber ob und wann hier Feldpost weitergeleitet werden kann, ist halt sehr Glückssache. Das tut mir so sehr leid für Dich. Denn nach einigen Wochen fürchtet man doch immer schon in der Heimat, der Ostkämpfer sei gefallen. Dabei haben wir noch gar keine Verluste durch die Russen zu Lande.

Und so kann ich Dich nur immer wieder bitten und mahnen, habe ein bisschen Geduld und Gottvertrauen. Der Krieg hier ist so ganz anders, als er in Eurer und unserer bisherigen Vorstellung lebt. Zum Glück haben wir z. Zt. hier erfahrene Führer, so dass uns hoffentlich Überraschungen wie nächtliche Überrumpelung erspart bleiben dürften. Dieser Krieg ist eben erst recht keine Lebensversicherung; und man stellt sich am besten darauf ein, in dem man als Soldat von vornherein auf die Rückkehr verzichtet. Sonst kann man hier eine Stellung natürlich nicht halten. Wo sollten wir hinkommen, wenn jeder nur die Chance im Auge hätte, Frau und Kind wiederzusehen? Etwas, was eine Frau schwerlich verstehen kann. So viel ich sehe, kann hier aber nur mit eiskalter Entschlossenheit gekämpft werden. Trotzdem sollst Du wissen, dass meine Liebe genauso unvermindert weiter bei Dir und den Kindern ist, auch wenn man sich gewissermaßen von allem frei macht, was einen hier ablenken könnte. Im Grunde kämpft der Soldat ja gerade für das, was ihn an das Reich, an die Heimat bindet und nicht nur unter seinem Eid. Also hoffen wir, dass man von mir einmal sagen kann, dass ich tapfer gewesen bin. Dann war ich auch tapfer für Euch.

Für heute gute Nacht und ein liebevolles Küsschen!
Dein Helmuth

35119/A, Im Osten, **9. 1. 43**, „Nr. 5“
[Zusatz:] ist die Steuerkarte berichtigt??? (Neithardt)

Meine liebe Agnes!

Dies mag nun wohl der dritte Brief sein. Wann wird er Dich erreichen? Wie mag es Dir ergehen, seit Du weißt, dass ich im Osten bin? Wir erleben den Krieg hier zwar noch unter verhältnismäßig günstigen Umständen, aber doch mit mancher typisch russischen Eigenart. Der Russe hat hier keine größeren Verbände; aber er beschäftigt uns halt. Unsere Einheiten haben seit dem Bombenangriff noch keine

Die Briefe und Karten

Verluste; aber andere haben doch schon einige Opfer zu beklagen. (Eine Erkundungsfahrt, eine Verpflegungstrossfahrt und ein Nachtangriff - aber der Krieg ist nun halt mal keine Lebensversicherung.) Wir haben bisher im Dorf, an dessen Ende die ehemalige Einheit Gruffke in Stellung steht, nur einige Granatwerfer einschläge, nach denen kaum jemand den Kopf wendet. Dafür interessiert sich alles für Hühner, Lämmer und dergleichen. Wenn wir nachts Störfeuer schießen mit unsern schweren Brocken oder gar unsere noch schwereren Brüder, so wacht davon niemand mehr auf. Ist das ein Krieg, muss man nur immer denken. Unsere Grenadiere haben es entschieden schwerer und härter. Wer weiß, wie lange wir noch unzerstörte Häuschen bewohnen, wie lange das Brennmaterial reicht und was uns sonst noch bevorsteht... Bisher haben wir von Kälte und Patsch nur einen Vorgeschmack. Sogar unsere Pferde machen noch brav mit. Eine eigenartige Stimmung liegt über diesem Kriegführen. Man weiß, dass der Russe drüben grausam ist, verstümmelt und mordbrennt. Und wir lauern noch auf die akute Gefahr, bereit, bis zur letzten Munition zu schießen und ihm zu gegebener Zeit im Angriff alles heimzuzahlen. Bin mal neugierig, wann und wie man mich nun hier brauchen wird. Mal wird ja in die Zeit vorbei sein, wo ich nur so Mädchen für allerlei bin.

Was mag Dich nun speziell interessieren? Die Landschaft ist stark wellig, aber mit so ausgedehnten flachen Hügeln, dass das Beobachten sehr schwierig ist. Der Tag dauert nur von 5.30 bis 15:00; und heute liegen wieder ca. 6 cm Schnee bei leichtem Frost. Wir werden reichlich und regelmäßige verpflegt und sollen morgen sogar die erste Feldpost erhalten. Ich erwarte noch was von Koppes. Eure Bücher habe ich Heiligabend im Wagon ausgepackt und die Überschriften gelesen, dann verschwand alles wieder in der Kiste. Ich danke Dir und Mutter für Eure Liebesmüh um mich; die Zweiglein verschönten tagsüber unser Abteil; abends hatten wir einen kleinen Tannenbaum. Tragisch nur zu wissen, dass am ersten Festtag abends um mich herum ein Kamerad fiel und 3, darunter der Kommandeur, verwundet wurden. Mein Schmiss auf dem Kopf heilt nur langsam, weil er im Luftschutzkeller bei Kerzenlicht nicht genäht werden konnte. Stahlhelm kann ich aber ohne Beschwerden tragen. Meine Füße, die in den neuen Stiefeln etwas gelitten hatten, erholen sich gut.

Wegen Feldpost kann ich nach wie vor nur schreiben: Glückssache. Stundenlange Fahrten mit LKW, lange Reisen auf z. T. eingleisigen Strecken sind zu überwinden, bis Anschluss an regelmäßigen Zugverkehr besteht. Und auch da gehen Lazarett- und Urlauber-, Munitions- u. ä. Züge vor. Also immer wieder: Geduld, liebe Agnes!

Wie geht's Dir? Hoffentlich hat Dich die Nachricht, dass ich plötzlich im Osten bin, nicht zu hart getroffen. Ob der kleine Neithardt nun getauft ist? Und wie verhält sich Herbert zu dem Familienzuwachs? Möge er gut gedeihen!

Grüße bitte Mutter - sie hat am 13. 1. Geburtstag -, Deine Mutter und Hilde [ihre Schwester] herzlich von mir. Dir selbst und den Kindern ein inniges Küsschen von

Der Nacht entgegen -
Die letzte Feldpost Helmuth Hoffmanns, gefallen am 28. Januar 1943 am Donez

Die Briefe und Karten

Deinem Helmuth

Anlage

5 Dokumente nach dem 28. Januar 1943

1 Handschreiben des Vorgesetzten, Hauptmann Klinghardt
Russland, 4. 3. 43

Sehr geehrte gnädige Frau,

Nachdem wir jetzt etwas zur Ruhe gekommen sind, habe ich die traurige Pflicht zu erfüllen, Sie davon zu benachrichtigen, dass Ihr Gatte seit dem 28.1.43 vermisst wird. Er war an diesem Tage bei Dawydo-Nikolskij (am Donez) auf der Beobachtung zusammen mit einem Unteroffizier, als die Russen angriffen. Er selbst hat noch durch Draht gemeldet, dass der Unteroffizier gefallen und dass er verwundet worden ist. Dann haben die Russen die Stelle überrannt; diese konnte auch nicht wieder genommen werden, so dass sich nicht entscheiden lässt, ob Ihr Gatte gefallen oder verwundet in russischer Gefangenschaft geraten ist.

Beide Möglichkeiten werden Ihnen gleich furchtbar sein, und mein inniges Mitgefühl und das der gesamten Abteilung ist mit Ihnen. Die Abteilung hat in Ihrem Gatten einen ihrer tüchtigsten Offiziere verloren, der sich immer durch seine Einsatzfreudigkeit und seinen Schneid ausgezeichnet hat. Auch der Herr Regimentskommandeur lässt Ihnen sein tiefes Mitgefühl zum Ausdruck bringen. Ich habe Ihren Gatten nur wenige Tage gekannt, da ich erst kurz vorher zum Regiment gekommen bin, aber ich habe ihn in diesen Tagen als einen sehr tüchtigen Soldaten und braven Menschen kennen gelernt.

Möchte Ihnen der Gedanke Trost geben, dass Ihr Gatte das Opfer gebracht hat, zu dem die anderen alle bereit sind, ein Opfer für unser herrliches Deutschland.

*In tiefster Mittrauer grüßt Sie
Ihr ganz ergebener
Klinghardt,
Hauptmann und Abteilungskommandeur*

2 maschinenschriftliches Dienstschreiben von Hauptmann Klinghardt:
Feldpost-Nr. 34873 A, - O.U., den 8. 4. 43

Sehr geehrte gnädige Frau!

Als vor etwa 4 Wochen die Kämpfe hier nachließen und wir wieder etwas zur Ruhe und inneren Sammlung kamen, schrieb ich an die Angehörigen aller gefallenen

Der Nacht entgegen -
Die letzte Feldpost Helmuth Hoffmanns, gefallen am 28. Januar 1943 am Donez
Anlage – 5 Dokumente nach dem 28. Januar 1943

und vermissten Offiziere der Abteilung. Damals ging auch an Sie ein Brief ab, leider scheint er nicht angekommen zu sein, und ich bedauere sehr, dass Sie nun von anderer Seite eher davon Kenntnis erhielten, dass Ihr Gatte vermisst ist.

Ihr Gatte war am 28. Januar 1943 auf der vorgeschobenen Beobachtungsstelle seiner Batterie und wurde dort mit seinen Leuten von den Russen eingeschlossen. Von der gesamten Besatzung konnte sich nur ein Mann durchschlagen, der berichtete, dass er Ihren Gatten schwer verwundet habe zurücklassen müssen. Die Stelle ist nicht wieder in unsere Hand gekommen, so dass über das weitere Schicksal ihres Gatten nichts festgestellt werden konnte. Nach der Erzählung des Kanoniers ist aber anzunehmen, dass die Verwundung tödlich war. Der Kanonier ist später selbst verwundet und ins Lazarett eingeliefert worden.

Die Ungewissheit ist gewiss für Sie furchtbar, und ich kann es Ihnen nachfühlen, wenn Sie jetzt untröstlich sind. Leider haben ja in den vergangenen Wochen viele Kameraden ein gleiches Schicksal erlitten, und es gibt für die Angehörigen nur den einen Trost, dass diese Opfer für Deutschland notwendig sind. Ich bitte Sie versichert zu sein, dass wir alle mit Ihnen trauern und Ihren Schmerz teilen. Ich insbesondere habe mit Ihrem Gatten sehr gerne zusammengearbeitet, da er äußerst gewissenhaft war und einen großen Diensteifer und persönlichen Mut zeigte.

Leider kann ich Ihnen auch seinen Nachlass nicht zugehen lassen, da unser gesamtes Offiziersgepäck bei einem Überfall durch russische Panzer verloren gegangen ist.

Sie können aber bei dem Wehrmachtfürsorge- und Versorgungsamt des Wehrbezirkskommandos Bautzen einen Antrag auf Entschädigung stellen, ein entsprechendes Formular lege ich Ihnen bei, bitte füllen Sie darin die Nr. 4 und 9 aus.

*In innigem Mitgefühl grüße ich zugleich im Namen der übrigen Offiziere des Stabes
Ihr sehr ergebener...(Klinghardt)*

3 weiteres dienstliches Schreiben, maschinenschriftlich, von Hauptmann Klinghardt
Feldpost-Nr. 34873 A, O.U., den 17. 05. 43

Sehr geehrte gnädige Frau!

Auf Ihren Brief vom 05. 05. 43 kann ich Ihnen leider nur mitteilen, dass der Uffz. Wolfram, der mit Ihrem Gatten als Hilfsbeobachter auf der B[eobachtungs].-Stelle war, seinen schweren Verletzungen ebenfalls erlegen ist. Inzwischen habe ich noch in Erfahrung bringen können, dass damals ein Infanterie-Offizier, der an der B[eobachtungs].-Stelle ihres Gatten vorbeikam, nachher erzählt hat, dass er Ihren Gatten tot dort vorgefunden hat. Leider ist auch dieser Offizier in der Folgezeit gefallen. Immerhin besteht nun doch für Sie eine Gewissheit über das Schicksal

Der Nacht entgegen -
Die letzte Feldpost Helmuth Hoffmanns, gefallen am 28. Januar 1943 am Donez
Anlage – 5 Dokumente nach dem 28. Januar 1943

ihres Gatten, wenn es auch keine erfreuliche Nachricht ist, die ich Ihnen geben kann.

*Mit ergebenem Gruß
Ihr
(Klinghardt)*

4 Oberkommando der Wehrmacht, Wehrmachtauskunftsstelle für Kriegsverluste und Kriegsgefangene, Ref.VI-H.II-1213 - Berlin W30, den 8. Mai 1943

Bezug: Unser Schreiben vom 29.04.43

*An
Frau Agnes Hoffmann, Bautzen*

Die Wehrmachtauskunftsstelle erfüllt hiermit die schmerzliche Pflicht, Ihnen vom Tode Ihres Ehemannes, des Leutnants d. Res. Helmuth Hoffmann, geb. 11. 05. 1908 zu Thorn, Kenntnis zu geben. Er ist nach einer erst jetzt hier eingegangenen Meldung als Angehöriger des Heeres an 28. 01. 43 bei Dawydo-Nikolsky /Russland gefallen.

Er gab sein Leben für Führer und Reich. Sie dürfen versichert sein, dass die Wehrmachtauskunftsstelle aufrichtigen Anteil an Ihrem schweren Verlust nimmt.

Im Auftrage...

5 Wehrbezirkskommando Bautzen, IIa, Bautzen, 09. 11. 1944

Betr.: Nachträgliche Beförderung des Leutnants d.R. Helmuth Hoffmann, geb. 11.05.1908, gef. 28.01.1943, zum Oberleutnant d.R.

*A u s z u g
Aus Personalveränderungen Oberkommando des Heeres
Tgb. Nr. 2370/44 HPA Ag P 1/6 Abt- (d) v.10.10.1944*

Unter Anwendung der Verordnung über die Beförderung während des Krieges gefallener, gestorbener oder vermisster Soldaten vom 10. 10. 1941 (RGBl. 1941 Teil I, Seite 641) werden befördert:

*Gemäß § 1 Ziffer 3
Zu O b e r l e u t n a n t e n d. R.
die Leutnante d.R.
mit Wirkung vom 1. 1. 43*

*N a m e: H o f f m a n n, Helmuth
W[e]hr].B[ezirks].K[ommando].: B a u t z e n*

Der Nacht entgegen -
Die letzte Feldpost Helmuth Hoffmanns, gefallen am 28. Januar 1943 am Donez
Anlage – 5 Dokumente nach dem 28. Januar 1943

Stellv.Gen.Kdo.: IV
Friedenstruppenteil: Pz. A.R. 4

Führerhauptquartier, den 10. Oktober 1944, Oberkommando des Heeres, J. A.
Gez. B u r g d o r f
Generalleutnant und Stellv. Chef des Heeres-Personalamts